

Nachdruck verboten.

Er geht aus.

Von Anna Lindau.

Was machen wir heut Abend?"

"Ich habe eine Verabredung mit einigen Collegen. Wir wollen uns gegen neun Uhr bei Sedlmayr treffen."

"Bei Sedlmayr? Kann ich mitkommen?"

"Aber Toni, das ist doch wohl nicht Dein Ernst? Wir sind nur Männer, und in dem Bierlokal ist die Luft so voll von Tabaksdampf, daß Dir, wie Du mir früher ja oft geklagt hast, die Augen schmerzen, und am folgenden Tage die Haare und Kleider noch danach riechen würden. Und das Alles schließlich für ein sehr zweifelhaftes Vergnügen!"

Toni's Mann, Rechtsanwalt Dr. Soltoff, hatte das seiner Frau schon häufig gesagt, wenn dieselbe von Zeit zu Zeit, allerdings in immer größeren Zwischenräumen, den Wunsch äußerte, ihn auf den fast allabendlichen Ausgängen zu begleiten. Früher hatte sie dann wohl geantwortet: "Aber warum wählst Du auch immer zu Deiner Erholung Orte, an denen sich eine einigermaßen verwöhnte und wohlgezogene Frau nicht behaglich fühlen kann?" Und Soltoff hatte dann erwidert, daß nicht er es sei, der die Orte wähle, sondern daß dies meist die Herren seiner Bekanntschaft thäten, und daß es schließlich doch nun einmal eine von den Männern allgemein angenommene, fast zur Sitte gestempelte Gewohnheit sei, den Abend in Gesellschaft von ihresgleichen zuzubringen.

"Und wir armen Frauen?" hatte dann Toni gehaut.

Aber Soltoff war aufgestanden, — diese Unterredung fand nämlich gewöhnlich gleich nach Tische statt, — hatte sich eine Cigarre angesteckt und lächelnd gemeint: "Ihr armen Frauen solltet Euch allmählig an das unabwehrbare Freiheitsbedürfnis Eurer lieben Herren und Gebieter gewöhnen und die Abende, an denen Euch nicht gesellschaftliche Verpflichtungen oder gemeinsame Bestrebungen und Kunst-

genüsse, wie Theater und Concerte, an die Seite des Gatten rufen, dazu benutzen, die in den Mädchenschulen nur lüdenhaft erlangte Bildung zu ergänzen; denn nur Eure Halbbildung ist daran Schuld, daß Ihr so gar nicht ohne unsere Gesellschaft fertig werden könnt. Dieses ewige Ansehungsbedürfnis! Werdet etwas selbständiger, lest gute Bücher und nehmt das Leben, wie es ist, mit heiterem Gesicht und nicht, wie es nach Eurer Meinung sein sollte, mit dem traurigen, bitteren Zug um den Mund, der Dir übrigens

gar nicht steht, liebe Toni. So, und nun schicke mir den Kaffee hinüber in's Bureau."

Ähnlich war es auch heute gewesen. Soltoff drückte einen flüchtigen Kuß auf die Stirne seiner Frau und verließ, den Walzer aus „Gasparone" summend, das Wohnzimmer.

Toni sieht ihm nach. Ihre Augen verfolgen die hohe, stattliche Erscheinung ihres Mannes mit dem klugen, bedeutenden Kopfe, dessen braunes Gelock sich zwar schon etwas zu lichten beginnt, ihr aber dennoch trotz achtjähriger Ehe so unendlich lieb ist. Noch eine Secunde sieht sie ihn, in den Dampf seiner Cigarre gehüllt, wie durch eine leichte Wolke, sie hört noch das melodische „Er soll Dein Herr sein", dann schlägt die Thür seines Arbeitszimmers hinter ihm zu, und sie ist allein, — wieder allein. Einen Augenblick bleibt sie noch an der Tafel sitzen, vor sich auf das Tisch Tuch starrend und zerstreut aus Brodrume allerlei Kügelchen und Formen drehend, gerade so wie sie es vor zwanzig Jahren im Fröbel'schen Kindergarten, — damals aus feuchtem Lehm, — gethan hat. Und nun fallen ihr auch ihre beiden Kinder ein, denen sie noch nicht gute Nacht gesagt hat. Das Hausmädchen kommt, um den Tisch abzudecken. Toni sieht auf.

"Haben Sie dem Herrn den Kaffee hingetragen?"

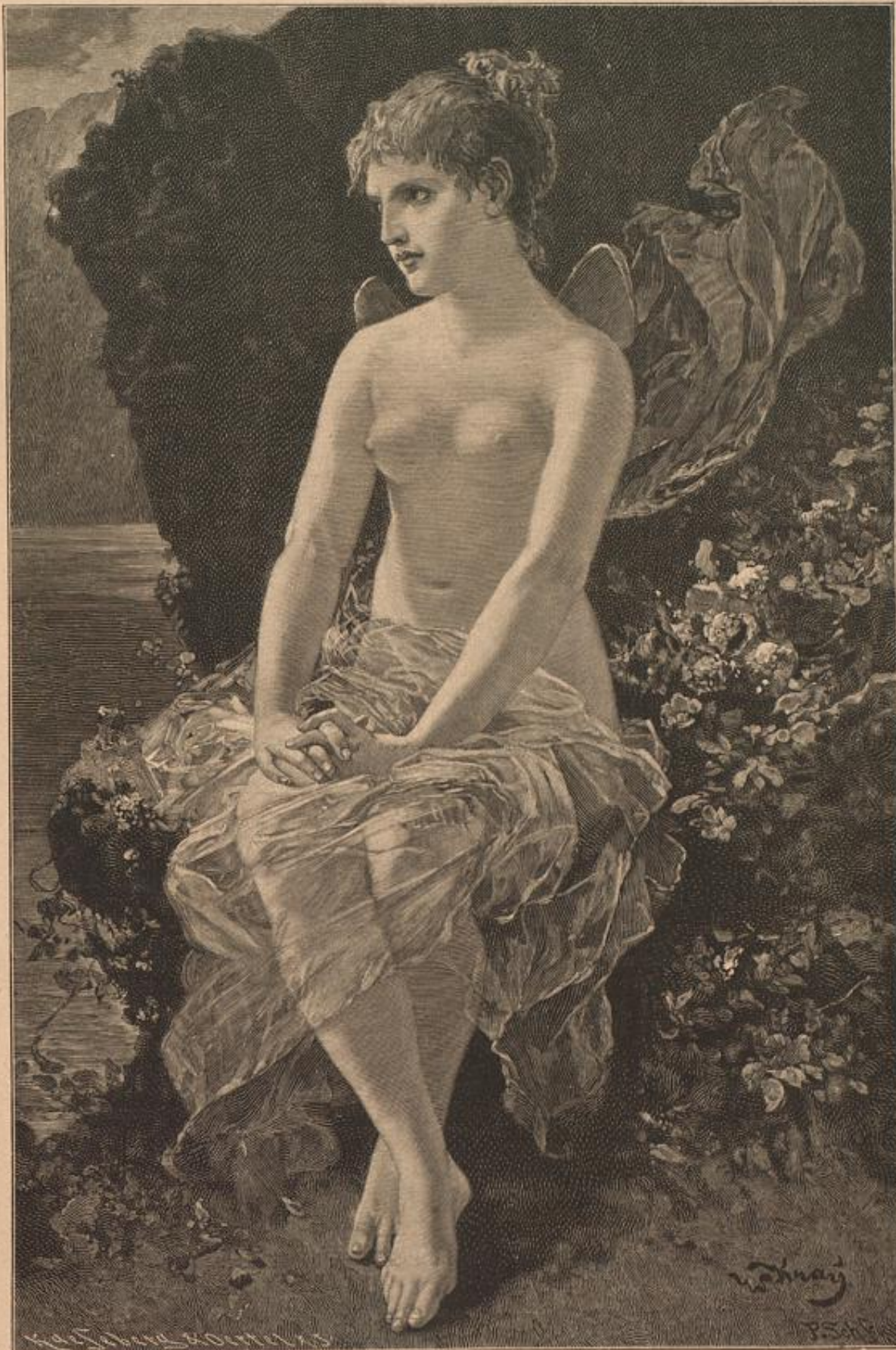
"Zawohl, Frau Doctor."

"Arbeitet mein Mann?"

"Nein, ich glaube nicht. Er liegt auf der Chaiselongue, raucht und liest die Zeitung."

Toni's Herz schnürte sich zusammen. Als wenn er das nicht auch bei ihr hätte thun können!

Sie geht zu den Kindern. Diese werden gerade zu Bett gebracht, denn Soltoffs speisen spät. Der siebenjährige August hockt auf dem Teppich vor dem Bettchen und ist emsig bemüht, sich die Stiefel aufzulüpfen. Am Waschtische fährt die Kinderfrau dem dreijährigen Elschen mit einem großen Schwamm consequent über das Stübchen. Kaum betritt Toni das Zimmer, so erhebt sich ein Höllenlärm. "Das Wasser ist so naß und kalt, und der Schwamm kratzt!" schreit Elschen. "August will noch aufbleiben, hat zu wenig Abendbrot bekommen! Mama soll dableiben, mitbeten, mitausziehen, mitschlafen!"



Psyche, um den verlorenen Amor trauernd. Von W. Kray. — Siehe Seite 94.

Eltschen sträubt sich immer mehr in den Armen ihrer Wärterin.

„Aber, Kinderfrau,“ sagt Toni, „fassen Sie doch das Kind nicht so derb an! Das Gesicht ist doch nun rein! Sie können mit dem Schwamm doch auch einmal auf die andern Körperteile übergehen! Warum lassen Sie denn den August jetzt schon, noch total angekleidet, sich Stiefel und Strümpfe ausziehen? Das Kind muß sich ja erkalten!“

„Ach du lieber Gott, nun bin ich zwanzig Jahre bei Kindern und muß mir immer noch etwas sagen lassen!“ klagt die aus Thüringen gebürtige Kinderfrau. „Vorher war Alles in schönster Ordnung, aber sobald die Mama kommt, da werden die Kinder unartig! Es ist ja 'ne alte Geschichte, da fühlen sie 'nen Hinterhalt! Und was den August betrifft, so habe ich ihn mit dem Stiefelaufknöpfen man bloß beschäftigt wollen, bis ich das Eltschen gewaschen habe. Mit beiden Kindern zu gleicher Zeit ist ja kein Fertigwerden! Frau Doctor können es ja mal selber versuchen! Bei der Wildheit der Kinder werden Sie ja sehen... Uebrigens, wenn ich nicht gut genug bin...“

„Hören Sie, Kinderfrau, halten Sie hier keine langen Reden und thun Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Sie wollen mir wohl schließlich noch ganz und gar verbieten, daß ich mich um meine Kinder bekümmere? Und jetzt bist Du hübsch artig, hörst Du, Eltschen? Du läßt Dich ruhig zu Bette bringen! Und Du, August, springst nicht mehr mit Deinen nackten Beinchen im Zimmer umher! Gute Nacht, Kinder!“

Toni will die Kleinen küssen und das Zimmer verlassen, aber die Kleinen fangen dermaßen an zu schreien: „Nicht gehen! Hier bleiben!“ daß sich dadurch selbst ein scheidender Bühnenkünstler zu einer gerührten Ansprache würde verleiten lassen. Doch eine gekränkte, verstimmte Gattin ist eine nervöse Mutter und empfindliche Hausfrau. Toni fühlt, es ist besser, sie stellt durch ihren Abgang den Frieden im Reiche der Kinderstube wieder her und eilt in die vorderen Gemächer zurück.

Im Speisezimmer ist Alles wieder in Ordnung gebracht. Die Gläser, Krüge und Schüsseln aus Glas und Metall auf dem Buffet und den Panceelen blinken kaum noch leuchtlich in der melancholischen Beleuchtung der einen nur noch brennenden Gasröhren-Flamme. Toni durchschreitet das große Gemach und geht in ihr kleines, daranstoßendes Voudoir. Sie rückt sich einen Stuhl an den Kamin, nimmt einen angefangenen französischen Roman zur Hand, öffnet das Buch aber nicht, sondern sibt, den gelben Band vor sich im Schoße, zurückgelehnt in Gedanken versunken. Die kleine Meißner Uhr auf dem Kamin tickt vordringlich laut in dem stillen Zimmer, in dem von Teppichen und Vorhängen jedes andere Geräusch gedämpft wird, als wollte sie die einsame junge Frau immer wieder und wieder daran erinnern, wie viel Viertelstunden ihres Lebens unwiederbringlich unbenuzt dahin ziehen. Dann knackt es in dem kleinen Gehäuse, und es schlägt gleich darauf einmal. Toni blickt auf. Halb neun! Der Schäfer mit der Guirlande auf der Uhr sieht süß lächelnd zu seiner ihm eine Kofe reichenden Schäferin hinüber.

Da werden auf dem Corridor Thüren geöffnet und geschlossen, Schritte vernehmbar. Es ist ihr Mann; er hat sich angekleidet und will gehen. Toni lauscht. Ob er wohl noch einmal kommt, ihr Lebenwohl zu sagen? Ihr Herz klopft, — ja, nach achtsähriger Ehe klopft einer guten Frau das Herz immer noch, wenn sie aus Liebe geheirathet hat. Sie hört Soltoff das Mädchen rufen. Er verlangt den Hauschlüssel. Also er bleibt spät aus. Ihr feines Ohr hört auch die Frage: „Wo ist meine Frau?“ und die dumme Antwort Bertha's: „Frau Doctor haben sich wohl etwas hingelegt;“ darauf Soltoff's Stimme: „Dann will ich nicht hören. Ich lasse grüßen.“ Und nun wird die Corridorthüre zugeschlagen, und Alles ist wieder still. Der Schäfer auf der Uhr lächelt jetzt etwas verschwommen seiner Schäferin zu, denn in Toni's Augen stehen zwei große Thränen, die langsam über ihre frischen Wangen rollen und schließlich auf die schön gepflegten, reich mit glitzernden Ringen verzierten Hände tropfen, wo sie einige Secunden mit den von dem Gatten geschenkten Diamanten gemeinsam glänzen.

Eigentlich sollte Toni an das Benehmen ihres Mannes bereits gewöhnt sein und sein Alleinausgehen nicht so schwer nehmen. Aber wie es keine Wiederholungen eines Liebenden giebt, so giebt es auch gewisse Dinge, gewisse kleine Rücksichtslosigkeiten und Vernachlässigungen, an die sich eine empfindsame Frau nie gewöhnen kann. Und Toni Soltoff ist empfindsam.

„Du hast zuviel Gefühl,“ pflegte der stets heitere, practisch und realistisch angelegte Ernst ohne Vorwurf und Klage, nur einfach die Thatsache feststellend, zu sagen. „Sei doch vergnügt! Du kannst die glücklichste Frau der Stadt sein. Du hast Alles, was ein weibliches Herz sich wünschen mag, und wenn Du nicht heiter und zufrieden damit sein kannst, nun, so versuche doch nicht immer, mich auch noch zu verstimmen und

mir meine gute Laune zu nehmen; quäle mich nicht mit Deinen Gefühlen!“

Solche und ähnliche Worte schnitten Toni tief in's Herz. Sie fühlte eine Kluft zwischen ihrem Manne und ihr sich aufthun, vor der sie erschrak. Denn sie erwartete alles Lebensglück von ihrem Manne, wie sie nach ihrer Ansicht Alles, was in ihrer Macht stand, that, um ihn glücklich zu machen. Zunächst aber gehörte doch zu einem glücklichen Zusammenleben ein gegenseitiges Sichverstehen und Ausprechen; aber dafür fand sie Ernst niemals zugänglich. Auseinandersetzungen waren ihm in tiefster Seele verhaßt; er ging ihnen aus dem Wege, wie allen abweisbaren Unannehmlichkeiten. „Nur keine Scenen!“ war seine stete Redensart. Er wollte nun einmal das Leben leicht und vergnügt genommen haben, theils aus Philosophie, theils aber auch aus körperlicher Beanspruchung. Denn Soltoff war kerngesund und stets voller Lebenslust und Heiterkeit.

„Du verlangst, daß ich Dir heute noch so zu Füßen liege, wie an unserem Hochzeitstage, und Dir immer wieder und wieder sage, wie lieb ich Dich habe. Das muß doch einmal aufhören, mein Kind! Man lebt nicht bloß der Liebe und dem häuslichen Glück! Ich brauche Anregung von außen, brauche Umgang, Unterhaltung mit Männern! Einen Pantoffelhelden und Stubenhocker lasse ich nicht aus mir machen!“

Das war Soltoff's Antwort, wenn Toni ihm sein oberflächliches, jeder Innerlichkeit entbehrendes Betragen vorwarf.

„Du forderst von mir, ich soll heiter und glücklich sein, wenn ich sehen muß, daß der Mann, der mir von Gott und der Welt als Lebensbegleiter gegeben ist, der einzige Mann, auf den ich ein Recht habe, es so viel als möglich vermeidet, mit mir allein zu sein, mich geradezu schießt! Ich hatte mir das Leben an Deiner Seite so herrlich vorgestellt! Ich soll mich bilden? Ja, herzlich gern! Leite Du doch meine Ausbildung! Lies doch mit mir des Abends!“

„Ach, wohl den Tasso mit vertheilten Rollen? Toni, Du kannst doch aus einem ausgewachsenen Menschen von vierzig Jahren keinen Lesekränzler machen wollen!“ Das sind lauter so gefühlvolle Schreien, die Euch Frauen, Gott weiß, durch welche Lectüre, in den Kopf gesetzt werden! Es mag ja Männer geben, die so etwas thun! Ich bezweifle es übrigens noch.“

„Oh, Marie Werner's Mann thut es!“

„Nun ja, das mag ja sein! Aber ich sage Dir: darin liegt noch nicht der Beweis, daß Jemand ein guter Ehemann ist. Werner geht selten aus, wenn er aber einmal ausgeht, — na, ich will nicht indiscret sein! Ich bin eben anders, und ich thue nichts Unrechtes gegen Dich. Und nun lebe wohl!“

Und dann küßte er Toni auf die Stirn, pfiß eine Operettenmelodie, schlug den Rocktragen auf, stülpte sich den Hut über die Augen und verließ schnell, um nicht die Schmerzensblide seiner kleinen Frau zu sehen und die klagende Stimme zu hören, die Wohnung.

So war es noch neulich gewesen, als sie bei seinem Fortgehen aus ihrem Salon trat, um ihm Adieu zu sagen. Heute blieb sie am Kamine sitzen, in der Hoffnung, er werde zu ihr kommen. Aber Soltoff kam natürlich nicht. Er war herzlich froh, davonzukommen, ohne den Magdalenen-Ausdruck im Gesichte seiner Frau sehen zu müssen, denn er hatte bei aller scheinbaren Gefühlsoberflächlichkeit doch ein weiches, gutes Herz, ja, sie that ihm jedesmal, wenigstens für einige Minuten, leid; aber er konnte und wollte sich nicht von ihren ihm ganz unberechtigt erscheinenden Ansprüchen beeinflussen lassen. Was er that, war nichts Unrechtes gegen sie. Er suchte ja nur Erholung in heiterer Gesellschaft, denn das sich allmählig herausbildende Trauerweidenthum seiner Frau machte ihm den Abend im Hause zur Qual.

So schmerzlich, wie heute, hatte Toni ihre Lage aber noch nie empfunden. Sie kam sich heute gerade ganz besonders verlassen vor. Die kleine Scene in der Kinderstube hatte auch nicht dazu beigetragen, ihre Stimmung zu heben. Das Leben schien ihr düster und schwer zu tragen, die Menschen häßlich und unangenehm, — die sächsischen Kinderfrau auch. Aber freilich, die konnte man fortschicken, und eine verbessernde Aenderung war leicht herzustellen. Was war das gegen die Unabänderlichkeit in den Beziehungen zu Ernst! Da war ja bereits Alles von ihr versucht worden, Zärtlichkeit, List, Thränen; alle Waffengattungen der Frauenmacht hatte sie in's Treffen geführt, — vergeblich. Und mit Gewalt, mit Scenen und Cautereien war bei Ernst erst recht nichts auszurichten. Außerdem lag das auch nicht in Toni's Natur. Sie konnte nur wehmüthig blicken und Verlassenheit und Verkanntsein durch leichtes, aber wahr empfundenes, nicht etwa gemachtes Zucken um die Mundwinkel zu vertheilen geben. Dieser Gesichtsausdruckleidete sie aber leider nicht; Ernst sagte es ihr und auch der Spiegel. Doch welche tief fühlende Frau, die ganz von einem Gedanken erfüllt ist, die sich mißverstanden fühlt, hat noch die Kraft, daran zu denken, ihr schönstes Ge-

sicht zu zeigen! Die Zufriedene kann leicht hübsch sein. Wenn da innen Alles so recht glatt nach Wunsch geht, dann ist es kein Kunststück, auch so recht schön geglättete Züge zu haben, — so ein glattes, ewig heiteres Gesicht, wie es wahrscheinlich die schöne Freundin ihres Mannes hat, Frau von Gadowzka, die Polin, deren Scheidungs-Prozeß Soltoff so glänzend geführt hat!

„Eine durchaus hochachtbare Dame!“ sagt Ernst.

„Du sollstest Dich ihrer annehmen, liebes Kind.“

Toni hat nichts darauf geantwortet. Als aber die Polin ihr neulich einen Besuch machen wollte, war Frau Dr. Soltoff zu leidend gewesen, um zu empfangen. Diese Gadowzka, eine geschiedene Frau, die ihrem Ernst fortwährend elegante Cigarrentaschen und Feuerzeuge schenkt und fast täglich Briefe mit ellenlangen Monogrammen schickt, deren Ueberbringer immer auf Antwort wartet, eine Frau mit einem abenteuerlichen Namen, — da liegt ja noch ihre Karte auf der Schale: Pelagia von Gadowzka, Hôtel de Rome, — die Monate lang in einem Hotel wohnt, soll Toni empfangen und ihr womöglich noch die Sehenswürdigkeiten von Berlin zeigen! Sie hat die Frau nie gesehen, aber sie ist ihr zuwider. Sie kann sich übrigens sehr gut denken, wie sie aussieht: blaueshaariges Haar, oder vielleicht goldbrothes, — natürlich gefärbt, — dunkle Schatten unter den Augen, im Trauer. Ernst ist entzückt von ihr. Wahrscheinlich lacht sie über seine ältesten Geschichten und schwatzt oberflächliches Zeug, — so wollen es ja die Männer haben! Ach, Toni möchte ja auch so gern lachen, wenn er nur zu Hause bliebe, bei ihr!

Es klopft. Die Kinderfrau tritt ein.

„Es ist doch den Kindern nichts passiert?“

Nein, das nicht. Aber der Frau ist soeben eingefallen, daß sie verabräumt hat, der Frau Doctor eine Bestellung auszurichten, und da läßt ihr Pflichtgefühl sie nicht einschlafen.

„Nun, was giebt's?“

„Ach, ich habe ganz vergessen, von der Dame zu erzählen, die immer den Kindern im Thiergarten die Chocoladentafelchen schenkt...“

„Habe ich Ihnen nicht ein für alle Mal verboten, den Kindern Geschenke und Süßigkeiten von Fremden geben zu lassen?“

„Nun ja, natürlich. Das thun sie ja auch nicht. Aber, du lieber Gott, die Dame ist doch gar nicht eine Fremde, wenigstens nicht von unserm Herrn. Sie trägt den Kindern immer Grüsse an den Papa auf. Heute hat sie uns nun auch gefragt, ob die Frau Doctor wieder wohl wären, und ob Frau Doctor am Abend allein zu Hause blieben. Und da habe ich geantwortet, es ginge der Frau Doctor gottlob ausgezeichnet, und soviel ich wüßte, wären die Frau Doctor fast alle Abende allein zu Hause und würden sich gewiß sehr freuen, wenn...“

„Wie kommen Sie dazu, in meinem Namen einer mir völlig fremden Dame Rede und Antwort zu stehen? Künftig beantworten Sie dergleichen Fragen gar nicht, verstehen Sie? und bekümmern sich nur um die Angelegenheiten der Kinder!“ fährt Toni gereizt dazwischen.

„Du lieber Gott, ich hatte ja keine Ahnung, daß sich die Damen nicht kennen! Sie thut immer so vertraut! Sie hat mir doch auch Empfehlungen aufgetragen.“

„Die sind für meinen Mann.“

„Nein, um Vergebung, die Empfehlungen waren für die Frau Doctor. Die Grüsse waren für den lieben Papa. Die soll mir wiederkommen! Sie hat sich so mit den Kindern. Na, dann gehe ich! Wünsche gute Nacht, Frau Doctor!“

Toni ist wieder allein.

Also diese Polin, diese fremde Person kost mit den Kindern im Thiergarten und fragt die Wärterin aus! Es ist empörend! Was für ein Interesse kann diese Frau denn daran haben, zu wissen, ob sie heute Abend zu Hause ist? Was geht sie das an? Sollte sie ahnen, daß Ernst seine Frau vernachlässigt und sich darüber lustig machen? Oder sollte Ernst... Toni fühlt plötzlich einen schneidenden Schmerz im Herzen, gegen den das bisherige Weh eine angenehme Empfindung scheint. Sollte Ernst zu ihr gegangen sein, in's Hôtel de Rome, Sedlmayr ein Vorwand sein? An solche Möglichkeit hat sie noch gar nicht ernsthaft gedacht. Sie fühlte sich bisher vernachlässigt, rücksichtslos behandelt, aber nicht betrogen. Großer Gott, wenn's wahr wäre! Wenn seine heitere Gleichgiltigkeit nur eine Maske ist! Wenn seine Liebe nicht todt ist, sondern nur einer Anderen gehört? Ihre Phantasie holt das Veräumte nach, mit sanfter Geschwindigkeit raßt sie durch wildeste Eifersucht und macht erst Station bei dem Entschlusse, sich Gewißheit verschaffen zu wollen.

Toni ist einige Mal hastig im Zimmer auf und ab gegangen, jetzt setzt sie sich erschöpft nieder. Wie, um sich nur etwas zu beruhigen, schlägt sie den französischen Roman auf. Ihre Augen fliegen verständnislos über die Zeilen. Erst allmählig begreift sie. Die Geschichte handelt natürlich auch von einer betrogenen Frau, die,

von ihrem Gatten sich mißhandelt fühlend, ihn durch Selbstmord von sich befreit. Der Tod ist rührend, besonders der Abschied von den Kindern. Toni denkt an Etschen und August und an ihr eigenes Elend. Dicke Thränen rollen ihr über die Wangen, aber sie ist wirklich etwas ruhiger geworden. Wenn sie nur wüßte! Ach, liebte sie ihn doch nicht mehr! Diese Art Liebe paßt ja nicht in's moderne Leben!

Ihr Kopf ist vom vielen Denken schwer, sie lehnt ihn zurück. Wenn sie doch Gewißheit hätte, ob er bei ihr ist! Sie erträgt es nicht! Wie, wenn sie hinführe in's Hotel? Es ist zwar schon spät, zehn Uhr eben vorüber. Wird man sie hinauslassen? Kaum. Besser, sie wartet auf Ernst's Rückkehr, dann will sie ihn direct fragen und ihm fest in die Augen sehen. Er darf sie nicht belügen.

Toni muß sich doch noch anders besonnen haben, denn ohne recht zu wissen, wie es geschehen, befindet sie sich plötzlich vor einer nummerirten Thür des nur halb erleuchteten Corridors im Hotel de Rome. Der Portier hat sie hinauf gewiesen: die gnädige Frau seien zu Hause. Toni's Herz klopt zum Zerplatzen. Sie öffnet leise und vorsichtig die Thüre und tritt in ein dunkles Gemach. Die Thüre des daranstoßenden Zimmers ist geöffnet. Ein breiter Lichtschein fällt auf den Teppich. Kaum hörbar, schleicht Toni bis dicht an die Grenze des Lichtkreises und blickt durch die Thürspalte in das Nebenzimmer. Was sie da sieht, schnürt ihr die Kehle fast zusammen. Sie muß sich an der Wand festhalten, um nicht zu stürzen. Ihr Mann, ganz in Cigarrendampf gehüllt, sitzt auf dem Sopha, und neben ihm, seinen Arm um ihre Taille, die Gadowska. Toni kann ihr Gesicht nicht erkennen, es ist zuviel Rauch im Zimmer, aber ihre rothen Haare leuchten, und sie hört die Stimme mit dem polnischen Accent, die sie so oft, ohne die Person zu sehen, aus seinem Bureau vernommen hat.

„Ernst, Du bist der geliebteste Mann unter der Sonne! Wie glücklich machst Du mich!“

Was Ernst antwortet, hört Toni nicht mehr. Es faßt ihr in den Ohren. Sie fühlt den Boden wanken, fürchtet zu stürzen, sich zu verrathen! Sie will fort, will nicht mehr sehen und hören, nur fort! Aber sie kann nicht, eine Ohnmacht befällt sie. Der Lichtschein tanzt vor ihren Augen hin und her, wird breiter und schmaler. Sie tappt mit den Händen durch die Luft, nach einer Stütze suchend, sie findet nichts. Da im Augenblick des Niedersinkens fühlt sie sich plötzlich gehalten. Helles Licht fällt ihr in die Augen. Sie erkennt Ernst. Hat sie ihn gerufen? Hat er sie gehört? Sie schließt schnell die Augen, sie will ihn nicht sehen, ihn, der sie betrügt, der ihr das Herz bricht! Da hört sie seine Stimme.

„Aber Toni! Kind! Was thust Du hier?“

Toni antwortet nicht.

„Liebe Toni, so sieh mich doch an! Du kannst doch unmöglich die Nacht hier im Sessel zubringen!“

Jetzt beginnt der furchtbare Druck auf dem Kopfe zu schwinden. Sie öffnet die Augen und blickt verstört um sich. Da knact es in der kleinen Weisner Uhr auf dem Kamin, es schlägt zwölf. Und da liegt auch auf dem Boden das gelbe Buch, in dem sie gelesen. Und Ernst steht mittheilend lächelnd vor ihr und sieht ihr so herzlich, ehrlich und gut in die Augen.

„Armer Schatz, Du bist hier am Kamin eingeschlafen. Hast Du auf mich gewartet, und ist Dir die Zeit lang geworden?“

„Aber, — Ernst,“ stottert Toni, noch halb träumend, „warst Du denn nicht im Hotel de Rome?“

„Ich war doch bei Sedlmayr.“

Eine Wonne durchzieht Toni's Herz, wie sie solche lange nicht gelostet hat.

Bei Sedlmayr!

Dann springt sie auf, nun vollkommen sich bewußt, nur einen schrecklichen, aber sehr heilsamen Traum gehabt zu haben, und, ihren Mann umarmend, ruft sie glücklich lachend:

„Gott sei Dank, bei Sedlmayr! Du lieber, bester Mann, wie gut Du bist!“ Und da Ernst sie verständnislos, aber sehr befriedigt anblickt, fährt Toni fort, die Thränen der Nahrung bekämpfend: „Verzeih mir, wenn ich Dich bisher gequält habe. Du kannst von jetzt ab stets ruhig des Abends ausgehen. Ich habe erfahren, daß es Schlummeres giebt, als die Frau allein zu lassen. Du bist so gut!“

Ernst, dem diese Erkenntniß herzlich wohl thut, blickt zärtlicher, als seit langer Zeit, auf seine kleine Frau und sagt gutmüthig lächelnd:

„Du, Toni, morgen bleibe ich übrigens zu Hause!“

Soltzoff ging am nächsten Tage nicht aus, er blieb wirklich zu Hause. Er hatte sich allerdings drei Herren eingeladen zu einer Scatpartie.

Radbruch verboten.

Frühlingstage auf Corfu.

Von Ernst Reiter.

Nun irgendwo anders mögen Einem die Tage des Frühlings in so wonniger Art verfließen, als in dem Paradiese auf dem jonischen Eilande. Das Auge findet in diesen unvergleichlich schönen Landschaften eine fast ambrosische Nahrung, die alles geistige Leben im Menschen hebt und beglückt. Wohin der Blick des Geschichts-Kundigen auch fliegen mag, überall erstehen ihm die Gestalten, welche die Dichtung Homer's und die Distorie für immerwährende Zeit geschaffen haben. . . Die balsamische Luft, in der alle Wohlgerüche des Orients vereint schweben, und die leichte Brise, vom blauen Meere herauf, erfrischt und verjüngt uns. . . Und in jeder Stunde des Tages malen sich alle diese Scenerien in anderen Tönen, und ein Gemälde ist immer fesselnder und packender, bewundernder und belebender, als das andere. Es ist, als ob ein immerwährender Frühling über diesem Eilande der Seligen schwebte, als ob die ganze Insel ein einziges Gedicht sei, eine erdentrübte Idylle, wie sie kaum die Phantasie eines Dichters erdichten könnte. . .

Schon die Fahrt längs der istrischen Küste, durch das dalmatinische Inselmeer und an den felsigen Gestaden Albaniens vorüber, ist bei schönem Wetter überaus reich an prächtigen, malerischen Bildern. Stets fesseln neue pittoreske Reduten den Reisenden, der vom Deck des bequemen Lloyd-Dampfers aus die gleichsam vorüberziehenden Wandel-Decorationen bestaunt.

Capo d'Istria, Pirano, Novigano mit seinen amphitheatralisch aufgebauten Häusern, jetzt Pola, die österreichische See-Arsenal-Stadt, ziehen vorbei, und nun lassen wir auch die äußerste Spitze Istriens, Punta di Promontore, zur Linken hinter uns liegen, bis sie in der immer größeren Ferne verschwindet. Da und dort fliegen die blutrothen Segelbarken der Venetianer Fischer, der Chioggionen, über die leichtgewellte, in allen Farben der Malerpalette schimmernde weite Fluth, und wie rothe Seevögel leuchten sie noch von fern her. Nur zu rasch neigt sich der Tag seinem Ende zu. Die Sonne sinkt immer tiefer und tiefer, bis sie endlich in den Fluthen untergeht und ein Schauspiel bietet, das einen einzig-schönen Anblick gewährt. Wie flüssiges Gold scheint es dort in der Ferne über den Wellen zu liegen, und in hundert und hundert Nuancen, die kein Künstler der Welt festzuhalten im Stande wäre, färben sich die Fluthen. . .

Am anderen Morgen zeigt sich Lissa zur Rechten hingestreckt, und die Erinnerung an jenen glorieichen Sieg der damals noch so jungen österreichischen Kriegsmarine wird in dem Reisenden lebendig. Ruhig liegt die ausgedehnte Wasserfläche bis hinüber zur Felsenküste der nunmehr weltbekanntem Insel. Kein Schiff, kein Bot kommt in Sicht. An Vesina dampfen wir vorüber in den Kanal von Curzola, an der Insel um der malerisch gelegenen Stadt gleichen Namens vorbei. Das „Schwarze Corfu“ der Römer, die echt italische Küstenstadt mit den imposanten Festungswerken der alten Venetianer, zeigt sich in prächtigem Lichte. Man nimmt jedes Thürmchen und jedes Gebäude an der Marina wahr, scharf und deutlich, wie in einer Photographie.

Zur Linken von uns liegt die langhin gestreckte Insel Sabioncello, dort das allerliebste Schifferstädtchen Orbie, dessen Einwohner am Strande stehen und den vorüberfahrenden Dampfer lebhaft begrüßen. Rechts die Insel Meleba. . .

Drüben zur Linken, im fernem Hintergrunde, das großartige Seegemälde abschließend, dehnen die beschneiten Berge Dalmatiens sich aus, und dahinter, verdröhnend im Dufte, die Riesengebirge der Herzegovina. . .

Bald fährt der Dampfer in den Canal von Corfu ein. Die schneeigen, hohen, schmalen Häuser bauen sich auf dem Felsenrande der Ufer auf, und im weiten Halbkreise umspannt das steinerne Gestade das tiefblaue Wasser des Hafens. Dort hebt sich die doppelte Burg, die Festung, empor in den ätherklaren Himmel, und dort wieder liegt die Bucht von Kastades, wo einst, in mythenhafter Zeit, die hochgeordneten Schiffe der Phäaken ruhten. Wie Rücken schwärmen die Bote näher, umdrängen von allen Seiten den Dampfer, um die Passagiere in Empfang zu nehmen und an's Land zu bringen, an den Hafenuai. Es ist ein Summen und Schreien, ein farbenbuntes Durcheinander, ein köstliches Bild, wenn man es vom Deck aus betrachtet.

Schon am Seethore und in der hohen Halle desselben herrscht lebhaftestes Treiben. Da sitzen an kleinen Tischen mit vergitterten Kästen, in denen die Geldmünzen aller Länder aufgeschichtet liegen, die griechischen und jüdischen Wechsel, bei denen der Fremde keine Napoleond'ors in heimische Pfaster umtauscht. Hier ist überhaupt die Börse von Corfu und das Feilschen, Anbieten, Anrufen, Handeln und Markten verursacht betäubenden Lärm. Durch die Hauptverkehrsader der Stadt, durch die Straße Nikephoros, geht es vom Hafenthore nach der Esplanade. In der engen alten Gasse, zwischen den vier- und fünfstockhohen, nur drei- und vierfenstrigen Arkadenhäusern, nach Art der venetianischen, gewährt das Placieren einen eigenartigen Reiz.

Unter den Arkaden sieht man in die offenen Läden und Werkstätten der Schuster, Schneider, Klempner, Sattler, Töpfer, Schmiede, Tischler und all' der anderen Gewerksleute, welche da mit ihren Gehäusen arbeiten, hämmern und klopfen, während in der Straße selbst gleichfalls ein betäubender Lärm herrscht. Aber man gewöhnt sich schnell an dieses durch einander surrrende Geräusch, und es heimelt Einem rasch gar traut an.

Zur Rechten und Linken der Gasse liegen ganze Berge von Feld- und Gartenfrüchten, Obstwaren aus den Wäldern der Insel. Massen von goldigen Orangen, von kleinen Mandarinen, rothen Paradiesäpfeln, grüngelben großen Citronen, gelben japanischen Mispeln, Kartoffeln, Lauch, Zwiebeln, Birnen, Äpfel, Trauben, Oliven u. dergl. Auf kleinen Tischen halten wieder fliegende Bäcker Badwerk und Brot in allen möglichen Formen, wie sie eben auf Corfu gebräuchlich sind, feil und rufen mit Stentorstimme ihre Waaren aus, wie es mit nicht geringererem Geräusch die wandernden Verkäufer von Obst und Gemüse thun. Hier wieder thürmen sich auf weißen Tüchern oder auch gleich auf dem nackten Boden ganze Gebirge von Fischen und sonstigen Meerfrüchten auf. Tausend und Tausend winzige, silberglänzende Sardellen liegen da auf einander und werden lärmend zum Kaufe ausgedoten. Hier wieder giebt es Spezereien, Datteln und getrocknete Südfrüchte aller Art, die uns einladen, sie zu erwerben, und auch ihre Fiquer verkäufen es nicht, die Passanten anzurufen.

Auf und ab wogt das Treiben in dieser engen Straße, in der allerdings keine Wagen fahren dürfen, in der aber ein desto lebhafterer Verkehr von Maulthieren, diesen treuen Freunden und Begleitern der Corfioten, herrscht. Männer, Weiber, Kinder bedienen sich der Maulesel und sitzen meist auf dem Hinterrheil des Thieres, und zwar seitwärts, so wie bei uns zu Lande die Damen im Sattel sitzen. Rechts und links vom Grauen hängen dann wohl leere oder beladene große Körbe herab, je nachdem es zum Markte oder schon von diesem heimwärts geht. Auch diese Maulthierreiter oder Treiber schreien und rufen, wenn sich ihnen die Passage nicht rasch öffnet, oder es sind Leinwandhändler oder Krämer mit verschiedenen anderen Handelsartikeln. Bald trabt so ein Maulthier lustig die Straße hinab, und das dunkelbraune, schwarz-angige, verlumpte, halb nackte Bublein darauf mit der Gerte dem Gel in die Weichen und schreit und singt dazu; bald ziehen die Thiere wieder müd und langsam hinter einander her, daß der harmlose Spaziergänger, der überall seinen Blick gefesselt fühlt, plötzlich ahnungslos neben sich das Grauthier fählt. . . Dort wieder rufen Burken aus der Weichhäute herüber nach einem Kumpai, und es dringt aus der vertrauten, gegen die Straße zu offenen Spelunte das fröhliche Singen heraus. . . Aus den Garküchen duftet es von dem Schmoren der Fische in Del und ranzigem Fett, auch von allerlei anderen Düften, die Einem just nicht behagen.

Aber überall sieht man interessante, fehnige, stramme Gestalten in der malerischen Tracht der Inselbewohner. Die Bauern-Weiber gehen spinnend ihres Weges dahin. Lustig tanzt die Spindel vor ihnen in der Luft.

Schon in der Odysee erzählt uns Homer von den Künsten der Weiber auf der Insel. Die Kunst des Lebens gab ihnen Athene, und so berühmt, wie die schiffkundigen Phäaken zur See, so berühmt waren die Frauen im Lande Scheria im Wirken und Weben von Stoffen. . .

Aber draußen, — hinaus auf der Strada Marina, durch die malerische Bortstadt Kastades, — draußen und droben in den Gärten der königlichen Villa, da ist das echte Paradies von Corfu. Rosen blühen hier zu Tausenden wild in den Heden am Wege, die Rebe schlingt sich um die Stämme der Bäume, die Nispel blüht, die blaue Glyceria, die Banane und der Citronenbaum; die goldene Orange grüßt in reicher Menge, der Lorbeer, die Myrte die Cypresse, der Oliven-, der Delbaum zeigt sich da, und von Baum zu Baum schlingt sich der Epheu in feltener Größe. Dort die Alos, der Cactus in ungeahnten Dimensionen, wie ein Riesenbaum mit seinen großen, fleischigen, stacheligen Blättern. Glockenförmige Blumen in allen Farben, in gluthenartig leuchtenden Tönen, geben da ein Bild, das nur mit einer Riesen-Ballette vergleichbar wäre. Und über all den Laubgängen, durch die zuweilen das tiefe Blau des jonischen Meeres heraufplänzt, wölbt sich ein reiner, dunkelblauer Himmel, der echte Himmel von Attika. . . Eine balsamische, würzereiche Luft säthelt in diesem Jauberthaine, in dem ein laßes Summen der kleinen fliegenden Insectenwelt an's Ohr dringt. . . Sonst ist Alles traumhaft stille. . .

Eine herrliche Straße führt durch Delbaum- und Olivenwälder nach dem schönen Aussichtspunkte M. Canone, einem Rondeau auf ansehnlicher Höhe, von dem man den südlichen Theil der Ostküste Corfu's überblickt. Unten in der stillen, tiefblauen Meerfluth liegt die kleine „Mausinsel“, die reich mit hohen Cypressen bestanden ist, welche einen alten Klosterbau beschatten. Zwei Mönche bewohnen die Abtei. Von der Terrasse dieses Banes hat man einen märchenhaften Ausblick auf's weite Meer und auch herüber auf Stadt und Insel-Corfu.

Hier sah Kaiserin Elisabeth von Oesterreich während ihres einstigen längeren Aufenthaltes in Corfu oft; es war ihr Lieblingsplätzchen geworden.

Leutlich verkehrte die hohe Frau mit den beiden Patres und für das Kloster spendete sie reiche Geschenke.

Der alte Kapuziner erzählte mir bei meinem Besuche im letzten Frühjahr, daß die Kaiserin nicht selten allein hinaus kam zur Insel, und daß sie die Ruder selbst führte. Die hohe Frau ist nicht nur eine tüchtige Touristin, was ja längst bekannt ist, sondern auch auf dem trügerischen Element der Meeresfluthen eine fühne unerfrodene Schifferin und überhaupt eine große Verehrerin der See, selbst dann noch, wenn dieselbe schwarze, wilde Wogen aufwirft und über Deck wält, wenn sie empört tobt und wettert. . .

Dort zur Rechten liegt der See Kalikopulo, dessen südwestliches Ufer Kressida genannt wird. An diesem Ufer soll Odyffeus an's Land geworfen worden, und da soll er auch der Königsstochter Nausikaa begegnet sein.

Die reizende, felsentrüffelichte „Mausinsel“ aber gilt für das „versteinerte Schiff“ der Phäaken, das Odyffeus und die Seinen nach Ithaka gebracht hat, und das auf der Rückkehr den Horn Poseidon's erregte, der es mit Bewilligung des Zeus versteinerte. . .

Da nahte sich Poseidon, schlug es mit starker Hand, und siehe, plötzlich versteinert, wurzelt es fest am Boden des Meeres; darauf ging er von dannen. . .

Radbruch verboten.

Hans.

Skizze von Robert Heddin.

Hin verwilderter Park. Dichte Birnriß von Nadel- und Laubbäumen, umkletert von Schlingpflanzen, wie und da kleine Wassertümpel mit großblättrigen Seerosen bräunlich überdeckt. . . Die Wege verwachsen, das Thor seit undenklichen Zeiten geöffnet, der Besitzer alt und in der Ferne lebend, das Schloß am Parkende versteckt. . .

Die Dorfbewohner betreten ihn nie, die wilde Poesie dieser verwachsenen Le Rôte-Phantasie lodt sie nicht, doch täglich, in den späteren Morgenstunden, wenn die Sonne schon ein beträchtlich Stück Tagewerk abgemacht, kommt aus dem Walde heraus ein junges Mädchen. Ob sie sechzehn oder zwanzig Jahre zählt, darüber grübelt Niemand; schlank, bieglam im Wuchs, ein freies, von offen gelockten, braunen Haaren umgebenes Gesicht, sehr einfach in der Kleidung, lehnt sich das Mädchen im Gehen an einen munteren Esel, den sie beim Ohre lenkt.

Unbekümmert wandert sie täglich durch den alten Park, auf seltsame Weise den Weg zum Dorfe abfäzgend. Am Abhange eines Hügels angelegt, mit einer Mauer dahin abgeschlossen, kauft sich der jenseitige Hügeltheil in niedrigen

Terrassen gegen das Dorf ab. Der Aufstieg wäre beschwerlich, da zieht Nanon den Umweg vor, aber hinab bereitet ihr diese „Zeitersparnis“ täglich Vergnügen. — Ein kleiner, halbverwitterter Pavillon in der Mauer, dessen großes Fenster sie willig hinüber läßt, ist ihr Thor und Thor. Der kleine Fels nimmt die niedrige Brüstung mit einem Satz und die schlante Mädchengestalt gleitet gewandt nach . . . so ist es täglich gewesen, seit Monden. Herbst, Winter und Vorfrühling, nie gegnete sie hier Menschen; — daß sich die Leute im Dorfe erzählten, der alte Herr sei gestorben, — das hörte sie nicht. Unwetter und Frühlingsstürme hatten das seltsame Paar lange an seinen Waldesstreichereien gehindert, erst als der heilige Morgen in sonniger Frische herauf zog, wanderten sie wieder vom Walde her den gewohnten Pfad. — Nanon's fröhliche, kege Augen entdeckten sofort beim Eintritt in den Park die Veränderung, die in den kurzen Tagen vorgegangen. Da lagen die Rabatten blosgelegt, die verschönderten Wege waren planirt, all das hübsche, unnütze Grünzeug, das sich so phantastisch in die Siegel gedrängt, war verschwunden, schon traten die Linien der verputzten Laubwände deutlich hervor. — Nanon rümpfte das Näschen; diese Zwangsjade der Natur gefiel ihr gar nicht, sie liebte die Pflanzen, die frei und ungehindert zum Lichte wuchsen, wie sie selbst.

Seitwärts sah sie Arbeiter an den Spalieren oder auf Leitern mit den Baumscheren; sollte sie umkehren? Zum ersten Mal bedachte sie, daß sie auf fremdem Boden stehe. . . sie sah zurück, der Weg war fast eben so weit und dann — vorwärts ging sie immer lieber! Ihr Grauchen leitete sie vorsichtig, damit es den Ries — der sich, je weiter sie kamen, je gesünder, frisch geharkt unter ihren Füßen ausbreitete, — nicht zerstampfe, und hielt seine Nase hoch, daß es nicht Lust verspüre, die frisch ausgelegten Tazetten und Anemonen zu kosten.

Auf dem Nasenrund vor dem Pavillon schrak sie zusammen, — der alte, bemoste Herkules, der seine Keule über dem rieselnden Brunnlein geschwungen, war verschwunden, ein klarer Wasserstrahl fuhr in die Lüfte, zerstäubend in buntem Farbenpiel in seine Schale zurückfallend. Ihr war, als hörte sie Stimmen; eilig schlüpfte sie in das rettende Häuschen, in der Hast nicht beachtend, welch schmuckes Gewand es trug.

Das weglindige Gelbchen drängte voraus; die Stube, ihr sonst so wohl bekannt in dem zerbrockelnden Mörteleinwurf und den Löchern der Decke, war ihr fremd — eine geflochtene Matte bedeckte den Boden, das Fenster, — durch dessen geöffnete Flügel die warme Frühlingssonne fiel — und die gepolsterten Stühle umgaben rothe Gehänge, und in der Mitte des Raumes stand ein mit Frühstücksgeräth beladener Tisch, an dem ein junger Mann behaglich seine Kaffee-Cigarette schmauchte.

Grauchen hatte sich nicht verblüffen lassen; es führte den gewohnten Satz durch's Fenster aus, obwohl eine Reihe niedriger Topfpflanzen es ihm hätte verwehren sollen. — aber Nanon sah mit einem Gesichtchen drein, auf dem befangenes Staunen mit dem Lachen über ihre sonderbare Situation kämpfte.

Der Gutsherr Hans Soden war aufgesprungen, ein Blick überflog ihre Gestalt. . . hübsch, einfach — fast ärmlich — Pfarrerstöchter? — er trat grüßend näher.

„Sie verzeihen meine Anwesenheit!“ sagte er freundlich. „ich sehe, Sie waren nicht gefast, hier einen Menschen zu finden.“

Sein Ton war sehr gutmüthig, aber die leichte Herablassung darin reizte sie.

„Es ging mir also besser als Diogenes, ich suchte keine Menschen und fand welche!“ sagte sie spöttlich; „es kommt darauf an, wie man seine Entdeckungen verwerthet — ich ziehe es vor, mich zu bekneipen und zu gehen. — Guten Morgen.“ Damit wollte sie sich kurz abwenden und die Schwelle stolz überschreiten.

Ihm gefielen ihre blühenden Augen. „Und Ihr Gefährte?“ fragte er in dem Wunsche, sie festzuhalten, „wollen Sie ihn treulos verlassen? Wie heißt denn das gute Thier?“

Sie antwortete nicht, rief aber am Fenster klingend hell: „Hans!“

Er verbogte sich in heiterem Spott: „Welch charmanter Zufall! Ihr Begleiter mein Namensvetter! Soll man da nicht an Fügung glauben, erlauben Sie, daß ich antworte, da er augenscheinlich nicht hören will!“

Die Schelmerei lachte jetzt von ihren Augen bis in die Wangengrübchen, und sie erwiderte seine nochmalige Verbeugung, mit der er sich ihr als „Hans Soden, Oberleutnant a. D.“ vorstellte, mit einem leichten, freundlichem Reigen des Kopfes.

„Und darf ich wissen, mit wem . . .“
 „Ja, wer ich bin, wollen Sie wissen?“ Ihr Auge glitt heiter über ihr schlichtes Gewand; „ich bin die Baronin Nanon Dusmenil de Chantecourt, — seien Sie so höflich, sich nicht so zu verwundern, mein Herr! — Weder Gurli noch Mimli, noch Antmann's Tochter — alle diese Gestalten verbrochener Sentimentalität sind mir fremd, ich bin jung an Jahren, alt vom Namen, dabei arm, diese Complication erklärt Ihnen meine Ungebundenheit, meine Erziehung und — mein Kostüm! Daß ich Sie völlig ahnungslos überfallen, werden Sie mir glauben, ebenso, daß ich Sie der Störung wegen aufrichtig bedauere.“

„Im Gegentheil, ich hätte mir keinen angenehmeren Nachtsich wünschen können!“

Sie verzog ein wenig hochmüthig die Lippen. „Sie meinen, weil die Satura, der Nachtsich der Alten, sich allmählig als Satyre umgewandelt, zum Hauptmahl unserer Zeit gestaltet hat, dürfen Sie mich zum Dessert verspotten? Das ist unedel, da ich hier entschieden im Nachtheile bin; auf neutralem Gebiete würde ich Ihnen — Witz nicht fürchten!“

„Sie thun mir bitter Unrecht, Baronin,“ sagte er verlegt, offen und lebhaft, „mein einziges Gefühl ist das überraschter Bewunderung! — Man schilderte mir in der Residenz die hiesige Gegend als durchaus ohne geistigen Verleth und bedauerte mich, als mir dies Erbe zufiel, und ich mich entschloß, in die Verbannung zu gehen. Wie kann sich Ihr klarer Geist hier entwickelt haben?“

Nanon lächelte. „Sie haben wie die meisten Philosophen Recht in dem, was Sie behaupten, und irren sich nur in dem, was Sie läugnen. — Ab und zu verirrt sich doch ein Kopf in unser Dorf. Großmama Dusmenil, eine prächtige aristokratische Vergangenheit mit eingeschlafenen Vorurtheilen und wachem Verstande, hat mich erzogen, — ich bin verwaist, — der Pfarrer und der Schulmeister ergänzen meine Kenntnisse und ihren Whist!“

Die Mischung von Kinderei und Weltklugheit, von Gelehr-

samkeit und Naivität frappirte ihn, jene Mischung die aus dem Umgang mit viel Büchern und wenig Menschen entsteht. „Und regt sich denn nie die Sehnsucht in Ihnen, hinauszukommen aus dieser Beschränkung, zu sehen, was die Welt Herrliches bietet?“ fragte er eifrig.

Längst hatte er ihr ein Tabouret näher gerollt, auf dem sie unbefangen Platz genommen, mit schnellen, geschickten Händen die Waldgräser ordnend, die sie getragen.

Bei seiner Frage schüttelte sie den Kopf, aber die Antwort klang hörbar gelehrt.

„Die Welt würde mir nichts bieten! So viel Lebensklugheit habe ich schon, um zu wissen, was ein armes Ding, wie ich, da draußen gelten mag, — ich verzichte darauf. Bettelstolz? Vielleicht! — Sie werden mir sagen; fehlen Ihnen die Menschen nicht in Ihrer Einsamkeit? — ah, ich vermute sie nicht.“ Sie dachte ein wenig nach, dann lachte sie.

„Wahrhaftig, mein Hans erregt mir einen ganzen Hofstaar! Ein Parlament gelehrter Perrücken könnte nicht mehr affirmative Weisheit zu Tage fördern, als er, und der Zustimmung dieses getreuen Unterthanen bin ich immer sicher; er sagt zu allen Dingen ja!“

„Sie sind eine heillose Spöttlerin!“ meinte er; „versuchen Sie es mit mir, Hans der Zweite wird sich in affirmativer Weisheit üben! — Aber Scherz apart, soviel Zurückhaltung und Resignation ist unnatürlich, wenn man so jung und schön ist, wie Sie.“

Nanon fuhr auf; ihre Augen verdunkelten sich vor Horn über die Schmeichelei, — aber des guten Hans Blicke ruhten in so warmer Ehrlichkeit auf ihr, daß sie sich ruhig wieder in ihren Sessel gleiten ließ.

„N'en parlez-pas“, sagte sie leichthin, „meine Phantasie erregt mir Alles, es laun da draußen gar nicht schöner sein, als in meinen wachen Träumen! Uebrigens hab' ich in diesen Ländern einen vortrefflichen Cicerone, den Schulmeister.“

„Ach, so ein alter Mann!“ sagte Hans spöttlich. „Mit? O, Heinrich Schmäbling ist nicht alt, sehr unterrichtet und spielt außerdem meisterhaft — Whist.“

„Mit Ihnen?“

Nanon verneigte sich lächelnd. „Mit mir, — wenn er mein Partner ist, gewinne ich immer.“

„Ist er — hübsch?“ fragte Hans mit einer ihm unerklärlichen Unruhe, aber das Bild des hübschen Schulmeisters erschien ihm plötzlich als eine höchst unliebbare Bereicherung des Programms.

Nanon schaute ihn geneigten Kopfes so naiv kokett an, als sei sie mitten in der Welt erzogen worden.

„C'est oela! Mir gefällt er ganz gut.“

„Aber das Whist ist keine Beschäftigung für junge Damen,“ eiferte er ernsthaft, „ungeeignet, langweilig, geisttödtend.“

„Ein hübsches Compliment, da ich es täglich spiele! Wissen Sie, warum mich Großmama es lernen ließ? Um mir Duldung mit den Schwächen Anderer, Eingehen auf kleine Vorlieben, und Achtung auf die Wünsche Fremder zu lehren, das ist's. Uebrigens ist das von mir ein geringes Opfer, an der einzigen Unterhaltung der großmüthigen alten Frau theilzunehmen.“

„Danke für die Strafe!“ sagte er, hingerissen von dem ernst-freundlichen Tone ihrer warmen Stimme. „Verzeihen Sie mir und sein Sie ein wenig gut! Legen Sie der Großmama meine ehrfurchtsvollsten Grüße zu Füßen, und melden Sie mich den Nachbar als Reserve-Vierten zum Whist an, ja?“

Er zog ihre Hand an seine Lippen. Da sie durch ein nachdenklich-schelmisches Nicken ihre Zustimmung ertheilt, mochte der Handschlag vielleicht zu deutlich die Gedanken des jungen Mannes interpretiren; Nanon wurde feuerroth und entzog ihm hastig die Finger. Die mühsam geordneten Halme fielen zu Boden, und Nanon eilte zum Fenster; Grauchen lag in der Sonne und schlief.

„Qui dort, aine,“ sagte sie, sich rasch der bellommenen Verwirrung entziehend; „ich muß Hans,“ da erröthete sie schon wieder, „von hier holen lassen. Mir gestatten Sie wohl den Rückweg durch den Park; ich schwöre, ihn dann nie wieder zu betreten.“

Er hatte ihr Arsch den Arm gereicht, sie zu geleiten. „Schwören Sie das nicht, ich wäre sonst gezwungen, Sie gar nicht fortzulassen. Die Pforte, durch die Sie hereinkamen, soll vergoldet werden, das Fenster, durch das Sie hinausschlüpfen, vermauert, um die Erinnerung an Sie zu fesseln. Vocht Sie das nicht? Und wenn Sie bei Großmama für mich bitten, so sagen Sie auch der Baronin Nanon ein gutes Wort über mich.“

Er nahm im Gehen ihre Hände und sah ihr bittend in die Augen. Sie erröthete wieder, wandte aber den Blick nicht ab. „Wir wollen leben,“ sagte sie amüthig verlegen, „nach dem ersten Whist! . . .“

Nachdruck verboten.

Stargard in Pommern.

Von Adolf Brenneke.

Siehe das Bild von Fritz Stoltenberg, Seite 93.

Uim die Mauern und Wirthürme alter Städte, um mittelalterliche Burgen und Kathedralen legt sich immer dichter das Epheu der Erinnerung, je weiter unser nach materieller Vervollkommnung strebendes Jahrhundert seinem Ende entgegensteht, je bequemer, aber auch einseitiger sich unsere Wohnplätze gestalten. Wer Wanderstudien machen und seine Seele mit Bildern aus der Vergangenheit anfüllen will, dem bieten sich in den Ländern des „Kassischen“ Alterthums, in den süddeutschen Großstädten und namentlich in England zwar noch tausend Schauplätze längst verfloßener Macht und Pracht dar; in Norddeutschland jedoch zerbrockeln mehr und mehr jene steinernen Zeugnisse der Thakraft unserer Vorfahren: die Städte sprengen die sie beengenden Mauergrütel; in den geradlinigen, breiten Straßen werden Erker und Zinnenthore als Vertheilungsmittel beseitigt; höchstens finden besonders merkwürdige Einzelbeile ein Unterkommen in Museen.

Auf der weiten Linie von den baltischen Ostseestädten bis zu den niederländischen Häfen begegnen uns oft dieselben vielstöckigen, steifgegliederten Ziegelbauten im Hanastil, alle aus dem dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert stammend, Waaren- und Wohnhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude. Je nach der Größe und dem Reichtum der Stadt, gestaltet sich auch die architektonische Bedeutsamkeit ihrer Bauwerke: was in

Danzig, Lübeck und Brügge prunkvoll und großartig auftritt, das erscheint in Rostock oder Soest bürgerlich bescheiden. Diese Dania-Architektur findet sich häufiger, als man gemeinlich denkt. Sogar im hinterpommerschen Stargard hat unser Maler einige prächtige Beispiele davon angefertigt. Die bald fünfshundert Jahre alte Marienkirche mit ihrem langgestreckten Schiff und dem hohen vierseitigen Thurm daneben, war, namentlich was die Thurm Spitze betrifft, wohl einst stattlicher in der Ausführung beabsichtigt; auch das Verbindungsfeld zwischen Schiff und Thurm nimmt sich etwas schlau aus. Ob daran wohl die Ziegelarchitektur oder der Geldmangel des Städtchens während der bewegten Zeiten am Schlusse des Mittelalters Schuld sein mag? Verhältnismäßig reicher ist das Wohnhaus neben der Kirche ausgestattet. Wie vornehm-behändig erscheint es im Vergleich zu den kleinen, glatten, modernen Häusern zur Rechten! Gerade wie ein ehrenfester Patrizier und Handelsherr aus alter Zeit gegenüber einem knapppredmenden Steuerzahler unserer Tage; wozu auch der mächtige Giebel mit seinen theuren Schnörkeln? Der trägt weder Riechzins ein, noch erhöht er die Bequemlichkeit der Wohnräume!

Die hinterpommersche Landstadt, auf deren Marktplatz uns Fritz Stoltenberg's Bild verleiht, hat aber auch ihren Antheil an der Weltgeschichte. Der Chronist meldet aus dem 15. Jahrhundert von heftigen Kämpfen, „so bei zehn Jahre von den Steinitischen und Stargardischen in wehrender Unruhe und viel Vererbung und Blutvergießen geführt wurden“. Die Reformation fand schon früh in Stargard Eingang; hier ward mancher kirchliche Streit ausgefochten, und besonders hart setzte der dreißigjährige Krieg der Bürgerschaft zu. Der Pastor Daniel Naclius berichtete als Augenzeuge über das Treiben der „gottlosen italienischen Route“ des Octavio Piccolomini: „Stehlen, rauben, prügeln, fluchen, hieß leider bei ihnen vertheidigen, und sind unsere defensores und Beschützer unsere oppressores und Troger geworden“. Mehrere Jahre lang währte „das fardanapalische und säuische Fressen und Saufen mit großer Verschwendung und Frechheit Tag und Nacht. Es mußten ihnen mit mehr denn fürstlicher Manier zu 16, 20, ja 24 Schüsseln aufgetragen werden, daher sich viel fromme Herzen oft schmerzlich hinter den Ohren gekraht haben, wenn sie nicht bald gesehen, wo alles recht delikat herzunehmen wäre.“ Gerade so, wie es uns Goethe in „Herzmann und Dorothea“ geschildert hat, zogen 1732 die Salzburger Protestanten durch die alte pommersche Hauptstadt, die sie freundlich einige Tage verpflegte. Unter den westmüthigen Klängen des Liedes „Ich bin ein armer Erulant“ zogen sie dann ihre Straße weiter. Besonders innig ist Stargard's Geschichte mit der hochseligen Königin Luise verknüpft. Auf der Reise nach Königsberg zur Huldigung wurde hier Raft gemacht; die zwei- und zwanzigjährige Königin gewann Aller Herzen durch ihre Schönheit und Güte. Acht Jahre später, an einem rauhen Octoberstage 1806, kam das Königspaar abermals hier an, diesmal flüchtig und sorgenvoll. In dem jetzigen von Wedell'schen Hause auf der Mühlenstraße fanden sie Wohnung. Die über Nacht gereinigte Leibwäsche der königlichen Familie mußte am nächsten Morgen noch naß in die Koffer geworfen werden, denn schon wurde von Stettin aus das Herannahen der Franzosen gemeldet. Erst nach drei Jahren, am 20. December 1809, hielten Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise abermals ihren Einzug in Stargard, als sie aus Memel und Königsberg nach Berlin zurückkehrten. Der alte Nettelbed war über Nacht aus Colberg herbeigekitt; er trat in Admirals-Uniform vor das Herrscherpaar, und ergreifend schildert er seine Huldigung, sowie die Liebeshwürdigkeit der edlen Dulderrin. Wahrlich, auch Stargard hat seine Geschichte! Wer sie durchblättert hat, der geht nicht achtlos an den ehrwürdigen Zeugen ihrer Vergangenheit vorüber: selbst hier, in dieser entlegenen Ostmark, hat deutsches Wesen lange und erst nach seiner heutigen Gestaltung geringen.

Nachdruck verboten.

Von der schönen blauen Donau.

Wien, Anfang Mai.

Wir unterhalten uns noch immer ganz gut in Wien, meine Gnädigste. Das brauchte ich Ihnen übrigens gar nicht zu erzählen, denn Sie wissen das selbst. An Unterhaltung hat es nie gefehlt, und an Reizung und Empfänglichkeit für dieselbe auch nicht. Was uns fehlt, ist etwas ganz Anderes, aber ich meine, es ist doch zweckmäßiger, wenn ich Ihnen nicht gerade von dem erzähle, was uns fehlt.

Die wichtigste Neugierde, die ich Ihnen mitzutheilen habe, ist, daß der Frühling eingezogen ist. Wir haben schon gar nicht mehr daran glauben wollen, aber endlich ist es doch wahr geworden. Zahllose, ungefimpelte Blätter verflanden die Sensationsnachricht von allen Bäumen herunter, und nicht nur die Späßen auf dem Dache, sondern auch die Schwaben auf den Giebeln und Gesimsen schwagen davon. Der Festzug des Frühlings hat sich heuer beträchtlich verspätet, aber das Arrangement war doch von altbewährtem Geschmade, und wir genossen das Schauspiel um so freudiger, als wir, — ein sehr seltener Fall! — es genießen durften, ohne uns in Tribünen-sitzen zu ruiniren, und dann, weil wir auch nicht unter dem Drucke des Kostümwanges standen.

Doch, nicht zu hitzig! Ich habe allerdings nirgends etwas von einem Kostümwange gelesen, aber es muß doch vorher eine Hofansage von dem holden Lenz durch die Lande geschickt worden sein. Denn als er thausächlich erschien, und die zerstreute, gedankenlose Männerwelt, ohne in die Zukunft zu blicken, sich damit begnügte, die Winterrode, die ohnedies schon nicht mehr recht mitthun wollten, in den längst wohlverdienten Ruhezustand zu versetzen, da waren unsere besseren Häften und Alle, die es werden wollen, in prophetischer Vorausahnung der Dinge, die da kommen würden, längst auch mit Kostümen für den Frühlings-Festzug gerüthet. Wie das zunging, ich weiß es nicht. Sie kommt und sie ist da, singt der Dichter von der Liebe. So ist es auch mit den Frühjahrs-Toiletten. Sie waren da, als sie da sein sollten, während wir Männer uns heute noch ärgern müssen über die entmenschten Schneider-seelen, die uns unsere herrlichen Frühjahrs-Prunkgewänder, mit welchen wir die Welt zu verblüffen und in namenloses Entzücken zu versetzen gedachten, die sie uns, — o, Ironie des Schicksals! — sie uns schuldig gelassen sind. Wenn es eine Gerechtigkeit giebt, so werden ihnen diese Spätlinge von epochenmachenden Ueberziehern und elegant carrirten Hofen noch im Jenwärts auf der Seele brennen.

Ich bin schon still. Sie haben merkwürdiger, — ja unbe-



Der Marktplatz zu Stargard in Pommern. Von Fritz Stollberg. — Siehe Seite 92.

greiflicher Weise, nicht die genügende Theilnahme für unsere Bunden, die nur durch einen phänomenal schönen neuen Ueberzieher bedeckt werden können, — es giebt in dieser sonderbaren Welt noch mehr solcher Unbegreiflichkeiten, — und darum lehre ich, der verführerischen Lockung nur schwer widerstehend, zu den Damen-Toiletten zurück.

Ich weiß, ich mache mich lächerlich, wenn ich mich aufhabe, Ihnen von Toiletten zu berichten; ich Ihnen! Wo steht es aber geschrieben, daß ich mich nicht auch einmal lächerlich machen darf? Ich mache also nur von einem meiner unveräußerlichen Menschenrechte, — ein wahres Glück, daß es doch noch etwas Unveräußerliches giebt! — also nur von einem Menschenrechte Gebrauch, wenn ich mich blamire. Also blamiren wir uns!

Man trägt sich heuer à la directoire, Viele sagen dafür auch Empire oder Congreßzeit, aber ich kann Sie auf mein Wort versichern, daß mir das ganz gleichgiltig ist. Die Mode ist immer hübsch, und das Unmoderne ist nie schön, — auf diesen Vehrtrag tiefer Lebensweisheit habe ich wieder etwas gut bei Ihnen, worauf ich abermals ständigen kann, — und so mag auch die Mode zur Zeit des Directoriums oder des Empire oder des Congresses hübsch gewesen sein, obgleich sie alle anatomischen Grundgesetze auf den Kopf stellte. Sie befaßt, daß die Hüfte eine halbe Elle höher hinaufgerückt werden müsse, und die Hüfte ward nach ihrem Wunsche verlegt. Mit so etwas kommt man aber heutzutage nicht mehr durch, und darum wurde die Mode in usum delphini zurecht redigirt.

Ich soll mit Ihnen nicht Griechisch reden. Sie haben Recht, meine Gnädigste, nur daß das soeben Lateinisch war. Lassen Sie mich deutlicher werden, — nicht erschrecken; ich weiß ja, was ich schiebt! Als die gothische Baukunst aufkam, da ward sie auch gleich von den Italienern herübergenommen, und von diesen für ihre Zwecke umgewandelt. Im sonnigen Italien brauchte man nicht so viele Fenster, wie im düstern Norden, dafür brauchte man aber große Wandflächen für die aufblühende Kunst der Malerei. Sie sehen, wie man sich einen Stil seinen Bedürfnissen gemäß umformen kann, und so ward die jetzige Mode mit großem Kunstverstand in us — für unsere Zwecke umgedichtet.

Die beste Gelegenheit, die neue Mode zu studiren, bot sich in den letzten Wochen anlässlich der aristokratischen Wohlthätigkeits-Vorstellungen und bei den Frühjahrs-Rennen in der Freudenau. Verlangen Sie keine Massenschilderungen von mir, und bedenken Sie, daß man Alles erst lernen muß. Es hat eine Zeit gegeben, da ich Stunden lang die Einzige, es ist zum Glück immer die Einzige, verzückt betrachten konnte, und dann doch nicht wußte, ob sie schwarz oder weiß angezogen war. Heute bin ich aber schon in der Lage, auf vorgebrachte Interpellationen oft ganz befriedigende Antworten zu geben. Lassen Sie mich noch einige Jahre Toilette-Rechnungen bezahlen, und Sie werden Ihre Freude an mir erleben. Es giebt kein besseres Mittel, das Auge zu schärfen.

Also erst die Wohlthätigkeits-Vorstellungen und dann die Rennen! War das eine glanzvolle Gesellschaft beisammen da im Lichtenstein'schen Palais hinter dem neuen Burgtheater! Das prächtige, von Fischer von Erlach, dem Erbauer der imposanten Karlskirche, ausgeführte Gebäude ist vor wenigen Jahren erst wieder glänzend neu hergerichtet worden und war daher nach jeder Richtung hin vollkommen geeignet, ein würdiges Eintragsabgabe für den kostbaren Familienschmuck unserer ältesten Geschlechter. Unter dem Familienschmuck können Sie auch Gold, Perlen und Juwelen verstehen.

Wie gewöhnlich bei solchen Vorstellungen, hat es sich auch hier gezeigt, daß die schönere Hälfte der Menschheit auch die talentvollere zu sein pflegt. Unsere jungen Cavaliere haben uns bei diesem Anlaß die gewiß nur sehr beruhigende Uebersetzung beigebracht, daß sie dadurch, daß sie nicht Schauspiel- oder Tänzer geworden sind, ihren Beruf ganz gewiß nicht verfehlt haben. Daß die Fürstin Pauline Metternich auch am Kunsthimmel ein Stern erster Größe ist, ist ja bekannt; da aber dieser Stern auch ohne besonders scharfe Gläser schon seit einer beinahe indiscret langen Reihe von Jahren zu beobachten war, so können wir wohl davon absehen, heute wieder von seinem Glanze zu sprechen.

Ein neuer star ist jedoch die reizende junge Gräfin Roman Potoda. Schade um sie. Wie Friedrich der Große einen guten Flüßigen in jedem Orchester abgeben hätte, so würde sie mit ihren Rollen eine ganz bedeutende Rolle in der theatralischen Welt spielen. Sie hat gespielt, französisch, und „gepantomimt“, — alle Achtung! Das Wort sprudelt ihr mit einer allerliebsten Natürlichkeit vom Munde, und in der Pantomime entwickelt sie eine Grazie, — ich habe es nie mehr bedauert, kein literarischer Dichter zu sein, wie jetzt; man mußte lyrisch werden, man mußte, es ging nicht anders! Uebrigens könnte man meinen, ich sei ein bestochener Zeuge, und bei dem bestechenden Aeußeren der Gräfin wäre das auch gar kein Wunder. Darum sei eine sehr erste Autorität, der Hofballetmeister Hofreiter, citirt, der die Regie der Pantomime zu führen hatte. Er soll geäußert haben, daß im ganzen Ballet-Corps unserer Oper ein solches Talent zu finden sei, und daß höchstens unsere berühmte Mimikerin, Fräulein Abel, mit der Gräfin verglichen werden könne.

Daß Gräfin Potoda eine geistvolle Frau ist, das hat sie auch durch die Courage bewiesen, mit welcher sie sämtliche Frühjahrs-Rennen in ein- und derselben Toilette absolvirt hat, — havannabrunnes Seidenkleid mit schwarzer, gestirter Umhüllung. Ueber den Hut kann ich keine Rechenschaft geben, ich kam immer nur bis zu den Augen hinauf, und dann, — es ist sehr ärgerlich, — habe ich immer den Hut vergessen. Was kann man machen? Ich selbst bin zu wenig gräßlicher Gemahl, um die Unnehmlichkeit der Mode, bei einer Toilette zu bleiben, sofern sie nur gut steht, nach ihrem vollen Werthe ganz würdigen zu können, aber ich meine, daß sie sehr vernünftig und sehr nachahmenswerth ist.

Von den Rennen selbst werden Sie keine Berichte von mir erwarten. Ich habe mein Geld gerade so verspielt, wie die größten Turfgelehrten, und dann habe ich gelegentlich auch gerade so glücklich hineingetappt, wie der größte Börsen-Speculant oder der beneidenswertheste Dummkopf. Die herbevorstehenden Ereignisse des Frühjahrs-Meetings waren jedoch falls die ganz bedeutenden Blamagen, welche sich die hochberühmten Derbyreiter der letzten Jahre, Jupan und Buzzo, holten. Sie „landeten“ gewöhnlich nach noch ziemlich unberühmten Concurrenten als die gut Letzten.

Der letzte Tag des Frühjahrs-Meetings fiel auf den ersten Mai, und auf das Rennen folgte dann die übliche Raifahrt im Prater, bei welcher wieder ein blendender Toiletten-Luxus entfaltete wurde. Auf allen diesen Luxus fiel aber dann ein recht unzeitgemäßer Regenschauer nieder. Ein solcher Regen entsefelt gewöhnlich sehr gediegene volkswirtschaftliche Debat-

ten. Während die Einen behaupten, daß durch einen solchen Regen Werthe von vielen Tausenden von Gulden vernichtet würden, sagen Andere, daß da von einem Schaden nicht geredet werden könne, im Gegentheil. Die Leute, die so prunkvoll die Praterfahrt mitmachen, könnten sich und würden sich neue Toiletten für die verdorbenen anfertigen lassen; es käme wieder Geld unter die Leute. Ich war in der angenehmen Lage, mich über diese Streitfrage nicht erheben zu müssen, denn mein blendender neuer Ueberzieher ist von meinem Schneider noch immer nicht geliefert worden.

Urtheilen Sie selbst, ob man nicht viel zu thun hat in Wien, wenn man nichts zu thun hat. In die Jubiläums-Kunstausstellung, die so viel Glück gemacht hat, muß man möglich täglich gehen; dort hat die gute Gesellschaft einen förmlichen Corso etablirt. Dieselbe gute Gesellschaft war zu finden bei der Eröffnung des Etablissements Monarch, eines splendid ausgestatteten Unterhaltungs-Local, zu dem das frühere Stadttheater Laube's umgewandelt worden ist; die oberen Zehnhundert treffen sich außerdem auf den Soirées des Barons Nathaniel Rothschild, wo die Fürstin Metternich die Honneurs macht. Die Vacat-Ausstellung war zu interessant, als daß man sie hätte unbeachtet lassen können, ebenso die Ausstellung des Kindes, die eigentlich eine Ausstellung für junge Mütter war. Ferner wird man doch die Maria-Theresia-Ausstellung nicht links liegen lassen, und einmal wird man doch auch in die Kronprinzliche Ausstellung gehen. Für die nächsten Tage stehen uns, außer der feierlichen Enthüllung des großartigen Maria-Theresia-Denkmals, die Eröffnung der Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung und die Trabrennen mit dem großen österreichischen Traber-Derby bevor, — „gestehe, daß ich glücklich bin!“ Sie sehen, wir haben fürchterlich viel zu thun.

Baldwin Groller.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Pflicht um den verlorenen Amor trauernd. Von W. Kraus. Siehe das Bild, Seite 89. — Schnellich schaut Pflicht in die Ferne, dem ungetreuen Amor nach, der sich in das Herz der schönen Königstochter stahl und sie dann treulos verließ. Die moderne Welt weiß freilich wenig mehr von der schönen Pflanze, deren Trauer um den Ungetreuen selbst die unsterblichen Götter rührte, sobald sie die Irdische zu sich in den Olymp erhoben. Die moderne Welt singt „La donna è mobile“ und macht die Treue zu einer Charakter-Eigenschaft des Mannes, während sie dem Herzen der Frau Flatterhaftigkeit andichtet. Es ist aber wohl immer mit der Treue noch, wie es war, als die Götter des Olymp die Welt regierten, wenn auch heute Pflicht nicht mehr mit Unsterblichkeit belohnt werden würde. Ihr Schicksal würde heute höchstens sein, als alte Jungfer kein beneidenswerthes Dasein führen zu müssen. „Es ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt,“ wie ein erfahrener Mann zu sagen pflegt. Deshalb mögen gerade die Männer des Künstlers trauernde Pflicht mit Ernst betrachten und an ihre Brust schlagen; ist auch nicht Jeder von ihnen ein Amor, so hat doch beinahe Jeder eine kleine Treulosigkeit auf dem Gewissen. Wir Frauen sind auch hierin die bessere Hälfte.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Gräfte und farbig decorirte Metallplatten. — Die Metall-Industrie hat im letzten Jahrzehnt in unserem Vaterlande einen bedeutenden Aufschwung erlangt, und nicht allein das Schmiedeweisen ist wieder zur vollen Geltung im Kunstgewerbe gekommen, sondern auch das Messing, Kupfer und die übrigen Metalle finden wieder Anerkennung und nehmen den ursprünglichen Platz ein, den sie lange Zeit verlassen hatten.

Deutschland, bezw. Berlin, ist der eigentliche Mittelpunkt des Metallmarktes, und die Firmen des Auslandes wenden sich mit ihren Aufträgen jetzt vornehmlich an hiesige Fabriken. Es giebt ein eigenes „Metall-Viertel“ im Süd-Osten von Berlin; dort befinden sich oft zehn bis zwölf derartige Fabriken in einer Straße, die zusammen mehreren Hunderten von Arbeitern und Arbeiterinnen das Brod geben. Hier entstehen die zahllosen Gebrauchs- und Schmuck-Gegenstände, die oft großweise für den Export gearbeitet werden, — im Gegentage zu den getriebenen einzelnen, künstlerisch ausgeführten Brunnstücken, die nur ein Kunsthandwerker zu schaffen versteht und die dem weniger Bemittelten unerreichbar sind.

So hat sich denn allmählich der ungleich wohlfeilere Zinkguss zu einem bedeutenden Zweig entwickelt. Dazu kommt, daß die Chemie und Physik ihn kräftig unterstützen, denn die galvanischen Bäder sind es, welche dem roh aussehenden Zinn und Zink ein täuschendes Gewand überwerfen, ihm das Ansehen von Messing, Kupfer, sogar Silber und Gold, Bronze und Nidel geben und zugleich das reizvolle Lustre dieser Metalle hervorrufen.

Die meisten Menschen ahnen von der Art dieser Verwandlung nichts und staunen nur über den verhältnißmäßig geringen Preis dieser vollkommen echt aussehenden Waaren. Von den Gießereien wandern sie in die Polir-Anstalten, von dort in die galvanischen Institute, auf welchem Wege mannigfache Manipulationen mit ihnen vorgenommen werden müssen, ehe sie uns als fertige Lampen, Kannen, Vasen, Büsten, Rahmen, Beschläge, Schreibzeuge, Nippes jeglicher Art begeben.

In dem Maße nun, in welchem die geformten und gegossenen Gegenstände in Farbe, Tönung und Bearbeitung des Aeußeren ausbildungsfähig sind und dem Fabrikanten noch immer Variationen ermöglichen, ist auch die gewalzte, glatte Metallfläche durch künstlerische Bearbeitung mehr als manche andere Fläche für decorative Zwecke nutzbar zu machen und in Verbindung mit Holz, Pflanz, Tuch, Bambus für zahlreiche große und kleine kunstgewerbliche Arbeiten eine wahrhaft edle und harmonische Wirkung hervorzubringen im Stande. Die alljährlich stattfindenden Weihnachtsmessen des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin bieten stets

eine Anzahl vortrefflich ausgeführter Arbeiten dieser Art dar und veranschaulichen somit die Verwendung der Platten; es zeigt sich darin eine große Mannigfaltigkeit. Hier ist eine umfangreiche Platte als Mittelstück für einen in Schmiede-Eisen montirten Ofenschirm benutzt, dort dient das Metall als Einlage in einem Wandbrett; ferner sehen wir es zur Decorirung von Tischen, Consolen, Spiegeln und Bilderrahmen, in Bambus oder Tuch gefaßt, angewendet. Es schmückt auch Schreibmappen und Bloß und eignet sich besonders dazu, auf Buch- und Kastenbedel angebracht zu werden; unbedingt bringt es auf jegliche Art eine höchst originelle und reizvolle Wirkung hervor. Der Herstellung dieser Platten sollen nachstehende Zeilen gewidmet sein. Allerdings ist dabei ganz besonders zu bemerken, daß es nur geschickten Händen, welche mit Zeichenstift, Pinsel und Radirnadel umzugehen wissen, gelingen wird, ein befriedigendes Resultat zu erzielen.

In erster Linie ist eine Anleitung zum Negeln voranzuschicken.

Das Metall, welches zunächst in Anwendung kommt, ist Zink, bisher nur für Bau- und Wirtschaftszwecke verwendet, jetzt der Kunst dienbar gemacht. Es ist das am wenigsten kostbare Metall und läßt sich am leichtesten äßen.

Die Größe der Platte sei: 14x22 cm, eine Größe, welche sich stets gut verwenden läßt. Stärke: 1 mm, beste Sorte. Jeder Klempner liefert dieselbe. Diese Platte muß polirt werden und zwar geschieht dies in der Dampf-Polir-Anstalt von C. H. Bergmann, Berlin SO, Waldemar-Straße 27. Derselbe übernimmt auch die Anfertigung der nach Maß bestellten Platten.

Die anzuwendende Zeichnung im japanischen Stil (siehe Abbildung) wird in ihren Umrissen, d. h. ohne Adern in den



Blättern oder Staubfäden anzugeben, durchgepaßt. Diese Platte legt man, genau im Umfange passend, auf die polirte Fläche, hält oben das Papier mit der linken Hand fest und schiebt weißes Copirpapier darunter. Jetzt ziehe man bei schwachem Aufdrücken die Linien mit der Pausnadel nach.

Den galvanischen Decklad, welcher beim Fabrikanten Kömmede, Berlin SW, Prinzenstraße 74, zu haben ist, fülle man in einen kleinen Porzellan-Kopf, verbinde ihn mit Terpentinöl und vermische das Ganze gut. Mit einem Werdervpinsel bedecke man nun die umzogenen Flächen correct mit dem Lack und achte besonders auf die Herstellung scharfer Außenränder an den Blättern und Blumen sowie an den Stielen. Die weißen Contour-Linien nimmt man beim Decken mit in den Lack hinein, der nicht zu stark aufgetragen werden braucht. Die Platte muß nun circa eine Stunde trocknen, je nachdem der Terpentin frischer oder älter war. Im ersteren Falle kann die Arbeit sogleich fortgesetzt werden, und zwar übernimmt die Radirnadel jetzt die Ausführung der inneren Zeichnung mit sicheren und kräftigen Strich. Die Blätter erhalten ihre Adern, die Blumen ihre inneren Formen und Staubfäden, alle Ueberschneidungen werden markirt, um Klarheit zu erhalten, und das Ganze gewinnt Ausdruck. Je schöner der Contour und je reiner die Gravirung ist, um so wirkungsvoller gestaltet sich das fertige Werk.

Nach dem Radiren muß die Platte mit Wiener Kalk und Wasser eingerieben und, wenn getrocknet, durch einen weichen Lederlappen vollkommen gefäubert werden, wobei auch die etwa stehengebliebenen Paus-Linien zu entfernen sind. Nunmehr ist ein Berühren der also gepußten Oberfläche mit den Fingern dringend zu vermeiden, weil jegliches fettige Atom das Negeln hemmt.

In einen größeren irdenen Untersatz stelle man in die Mitte einen kleinen Kopf, — umgekehrt, — und lege die Platte, mit der decorirten Fläche nach oben, wagrecht darauf. Es ist unnötig, sie zuvor mit einem Wachstrand zu versehen; derselbe wird durch die sich erzeugende Hitze sofort abgeschmolzen.

Die nun folgende Prozedur des Negeln nehme man in unmittelbarer Nähe der Feuerungsöffnung eines unbenutzten Ofens vor, oder, wenn angänglich, im Freien. Eine Kanne mit Wasser und Reinigungslappen seien zur Hand. Man bleibe vor allen Dingen ruhig und ohne Aufregung bei der Sache, was dem Gelingen stets förderlich ist.

Die Salzsäure wird jetzt unverdünnt, gleichmäßig und langsam über die ganze Oberfläche gegossen; es beginnt nun das Fischen und Schäumen, der eigentliche Neg-Prozess. Etwas Säure läuft wohl an den Rändern herunter, das schadet aber nichts. Nach einer halben Minute wird das Schäumen sich vermindern, und es kann die Säure noch einmal übergegossen werden, doch nicht so viel, wie das erste Mal; noch eine viertel Minute äßen genügt, um die erforderliche Tiefe hervorgebracht zu haben; jetzt wäle man die Platte tüchtig mit Wasser ab und trockne sie. Die stark aufstrebenden Dämpfe sind direct durch den Ofen abgezogen, sodas für die Athmungs-Organe absolut keine Gefahr vorhanden ist, was ängstlichen Naturen hiermit gesagt sei.

Den auf der Platte noch haftenden Lack entfernt man vermittelst Benzol und Watte; das Auge kann sich jetzt an der hervortretenden blanken Zeichnung erfreuen, ein Anblick, der für alle gehabte Mühe reichlich entschädigt. Der stumpfe Grund dient hierbei als Folie, das Pflanzenwerk in seinen feinen Linien und Formen zur rechten Geltung zu bringen.

So wäre denn die Arbeit bereit, das erste farbige Gewand zu empfangen, denn Zink bedarf dessen auf jeden Fall. Die galvanische Färbung soll aber erst später in einem besonderen Aufsatz ausführlich behandelt werden.

Es bleibt noch übrig, einige wenige Worte über das

Neben der übrigen Metalle zu sagen. Bei Messing, Kupfer, Zinn und Nickel werden die Vorbereitungen in derselben oben beschriebenen Weise getroffen. Das Neuen selbst wird aber durch Salpetersäure bewerkstelligt (1/2 Säure zu 2/3 Wasser). Wenn die Mischung über die Metallfläche gegossen ist, setzt man langsam so viel Säure noch zu, bis ungefähr das Verhältniß 1:2 erreicht ist. Das Neuen dauert meistens 1/2 bis 3/4 Stunde. Man sehe öfters genau nach, ob der Lack auch hält, der allerdings noch einmal so stark aufgetragen werden muß, als bei Zinn. Ist es nicht der Fall, so spüle man die Arbeit ab und trockne sie; dann können die schadhafte Stellen ausgebessert werden, um noch einmal in die Säure zu kommen. Gefäße, die geätzt werden sollen, thue man zu dem Zwecke am besten in ein weites Glas, um den Vorgang besser beobachten zu können. Jedemfalls sind die Manipulationen bei diesen Metallen ungleich schwerer und langwieriger als bei Zinn, weshalb letzteres ganz besonders zu empfehlen ist.

Messing, Kupfer u. s. w. könnte wohl in seiner eigenen Farbe bleiben, die haltbar und oftmals sehr zweckentsprechend als Zimmerschmuck dient, inwiefern nehmen diese Metalle die Legirung gleichfalls gut an, sind aber nach der vollständigen Fertigstellung nicht vom Zinn zu unterscheiden; sie seien also nur gewählt, wenn Jemand die Gewissheit haben will, daß dem Werk ein edlerer Kern innewohnt. Für Zinn ist eine Decoration, resp. Veredelung durch galvanische Niederschläge durchaus geboten, weil es unter dem Einflusse äußerer Luft und Feuchtigkeit Verhältnisse steht, beschlägt und bald unansehnlich wird. Ferner liegt in der monotonen grauen Farbe auch kein besonderer Reiz, und wir können der Wissenschaft dankbar sein, daß sie uns Wege gegeben hat, mit geringen Mitteln und gebildeter Hand Kunstwerke zu schaffen, die dem Kunstgewerbe Ehre machen.

H. Vehnert.

Haar der Frauenwelt

Wien. — Aus Anlaß der Enttüllung des Kaiserin-Maria-Theresia-Monumentes hat der Kaiser Franz Josef angeordnet, daß zur dankbaren Erinnerung an die erhabene Stifterin des Maria-

Theresien-Ordens einige Freiplätze in den Militär-(Marine-)Erziehungs- und Bildungsanstalten für Söhne am Leben befindlicher Mitglieder, dann für Töchter am Leben befindlicher oder bereits gestorbener Mitglieder des Ordens unter der Bezeichnung: „Maria-Theresien-Ordens-Stiftplätze für Angehörige der Ordensmitglieder“ im Betrage der in den erwähnten Anstalten jeweilig zu entrichtenden Befestigungs-Beträge mit Einschluß der bei Ausmusterungen üblichen Equipirungs-Beiträge aus den disponiblen Ordensmitteln gestiftet werden. Die Verleihung dieser Stiftplätze erfolgt durch den Kaiser auf den diesfalls vom Ordenskanzler zu erstattenden Vorschlag. Begründet werden vier ganz freie Stiftplätze, und zwar zwei ganz freie Plätze in den Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten, ein ganz freier Platz in der Marine-Akademie und ein ganz freier Platz in den Offiziers-Töchter-Erziehungs-Instituten. Die erste Verleihung der Stiftplätze erfolgt mit Beginn des Schuljahres 1888/89.

Der Fürstin Pauline Ketterlich wurde jüngst durch die Obmänner des ersten Frühlingsestes unter Führung des Fürsten Karl Trauttmansdorff und des Grafen Salman Hungady eine vortrefflich ausgeführte goldene Medaille zur Erinnerung an die auf Anregung der Fürstin stattgehabten Frühlingseste in Wien überreicht.

Paris. — Die kürzlich vom „Figaro“ aufgeworfene Frage, ob ein Diplomat heirathen soll, hat eine Reihe interessanter Antworten hervorgerufen. Der Graf von Maigny sagt: Eine geistreiche und wohlgezogene Frau ist die beste Stütze des Diplomaten. Sein Salon wird durch sie zu einem Mittelpunkt der Gesellschaft, sie wird in einer scheinbar absichtlosen Unterhaltung die kostbarsten Fingerzeige sammeln. Wenn sie noch dazu den Geist besitzt, hübsch zu sein, — wie Theophile Gautier sagt, — so kann sie der Politik eine bezaubernde Form verleihen. In Fällen jedoch, wo die Frau um zwanzig Jahre älter ist als der Mann, wo sie keine Gesellschaft zu geben versteht, wo sie von ihrem Raden spricht, der ehemals ebenso schön war, wie derjenige der Kaiserin Eugenie, in solchen Fällen wird der Diplomat es bitter bereuen, nicht Junggelei geblieben zu sein. Herr von Job ist ein entschiedener Damensfreund. Er schreibt: Wenn die Diplomatie, — wie Saint-Evremond behauptete, — die Kunst ist, für das Vaterland zu lügen, dann muß es für einen Diplomaten nützlich sein, durch eine Frau von Geist verdoppelt zu werden. Die Frauen machen Diplomatie gleichsam instinctiv, ohne es zu wollen oder zu wissen. Das muß ein großer Schlaupops sein, der hinter ihre Schliche kommt. Und da das, was man naturgemäß vollzieht, immer mehr werth ist, als was Anstrengung und gespannte Aufmerksamkeit zu Wege bringt, so sollen die Diplomaten heirathen. Ganz anderer Ansicht ist Herr von Blowitz. Er meint: Die Diplomaten sind zur Ehelosigkeit verurtheilt. So scharf der Diplomat einen großen Kreis von Verehrerinnen um sich, welche alle in den Hafen der Ehe einlaufen wollen. Durch sie wird er erfahren, was ihn interessiert, erkennen, was ihn bedroht, und durch dieses stets sichere Mittel wird er seiner Sache und seinem Vaterlande nützlich können. Der Diplomat, welcher aber bereits verheirathet ist, wenn er seine Laufbahn antritt, muß in der Fremde den Junggesellen spielen. Diese Regel ist unumgänglich. Der Diplomat, welcher auf die Mitarbeiterchaft seiner Frau rechnet, ist ein Narr. Die Frauen, wie die Präsidenten, vergessen ihre Kampfgefährten in der Trunkenheit des Augenblickes.

Die Mode

Abdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Der großartige Aufschwung unserer Textil-Industrie und die beständig neuheitsdürstige Mode bringen einen Reichtum und eine Mannigfaltigkeit an Stoffen hervor, wie sie noch in keiner Zeit annähernd erreicht wurden. Ist es heute schwer, eine Wahl zu treffen unter den tausend reizvollen Sommerstoffen in Wolle, Halbwohle, Seide und Baumwolle, so ist es noch schwerer einen Begriff zu geben von all' dem Schönen, das immer von noch Schönerem übertroffen wird. Mit den dunklen, reinwollenen Geweben beginnend, fassen wir zunächst einen Stoff in's Auge, dessen feiner, leinenähnlicher Grund mit 5 Cent. breiten, durch Plattfisch- und Schur-Ornamente reich gemusterte Seidenborten gestreift ist. Diese Borten, welche wie der Grund von blau- oder mangröner, brauner oder olivgrüner Farbe sind, wirken fast wie Passamenterie-Gefäße, sodah der Stoff, dem auch das entsprechende glatte Gewebe nicht fehlt, an sich auf's reichste garnirt ist. Ueberhaupt ist den diesjährigen Fabrikaten die Ausstattung vielfach beigegeben. So zeigt ein schmiegsamer Wollkörper an beiden Ranten quergeription abstechende Borten, von denen die eine mehr als die doppelte Breite der anderen hat. Zur Rock- und Tailen-Garnitur angewendet, müssen diese Borten den Anzug sehr freundlich beleben. Die in Seide so beliebten Changanas finden wir jetzt auch in Wolle, und zwar von fast durchsichtiger Feinheit in allen denkbaren Farben-Verbindungen. Unter den halbwoollenen Fabrikaten zeichnet sich ein fein gestreifter Stoff durch eine Ausrufung breiterer Streifen aus, deren einer die Grundfarbe zeigt, während der nächste in Weiß quer gerippt ist. Der hierzu gehörige einfache Stoff hat nur die feinen Streifen. Das ganze Füllhorn von Neuheiten aber ergießt sich erst bei Betrachtung der Baumwollen-Stoffe, der Peral, Jephyr, Jaconnet und wie sie alle heißen. Da sehen wir den rosa, hochrothen, blauen oder cremefarbenen Grund von weichen, wie Handschere wirkenden Fäden in vielfachen Reihen streifenweise durchzogen, oder abwechselnd fein und breit gestreift, mit Sternblümchen besetzt und von weissem Durchbruch begrenzt. Letzterer bildet häufig wieder ein Muster für sich, das durch farbige Pünktchen belebt wird. Die eigentlichen Durchbruch-Gewebe in Seide und Halbseide zeigen entweder auf balfarbenem Grunde Streifen-Carreau oder Arabesken-Muster von derselben Farbe oder solche aus bunten Seidenfäden. Die Toiletten aus allen diesen Stoffen verheihen eine so duftige und reizende Wirkung, daß sie den Blüten des Frühlinges vergleichbar sein werden. C. Sch.

Wiener Frühjahrs-Toiletten.

Endlich ist der längst ersehnte Tag gekommen, an dem Tausende von Menschen in der ersten Nachmittagsstunde hinaus nach dem Prater eilen, der, im zarten Grün prangend, ihnen den Gruß des ersten Mai entgegenhält. Wagen reißt sich an Wagen, und immer dichter wird die spalierrübende Menge, welche mit staunenden oder kritischen Blicken die eleganten Equipagen und Reiter vorüberziehen sieht. Alles strebt einem Ziele zu, — dem Rennplatz in der Freudenau. Hier erst fallen die Hüllen, welche die Toiletten bisher neidisch verborgen hatten. Zu köstlicher Harmonie verschmilzt mit dem Smaragd der Wiesen das vom hellen



Wiener Frühjahrs-Toiletten.

Kefeda bis zur dunklen Myrte variirende Grün der Gewänder, dessen Wirkung durch die Zusammenstellung mit Grau, Weiß und Schwarz noch erhöht wird. Seltener bemerkt man dagegen das früher so beliebte Hochroth, welches dem Ziegelroth in der Abschattirung bis zur Nachsfarbe und dem neubelebten Ulanenblau den Vorrang lassen muß. Und alle diese Farben sind schmaler oder breiter mit Weiß gestreift, namentlich in den luftigen Bengalines, Jacquenets und Tasseten, welche letztere häufig als Chantageant auftreten. Sehr beliebt ist auch glatter, leichter Sommer-Kaschmir, der seiner Schmiegsamkeit halber sich der neu auftauchenden Mode vortrefflich anpaßt; denn es macht sich ein entschiedener Umschwung in der Form der Sommer-Toiletten geltend. Alles Bauschige ist verpönt, die weiten, durch Stahlreifen aufgeblähten Röcke sind im Verschwinden begriffen. Schlant zu erreichen, ist heute das Bestreben der Wienerin, und man muß zugestehen, daß die schlichten, nur hinten tief gefalteten Röcke die Schönheit ihrer Gestalt bedeutend erhöhen. Dagegen baulichen sich die Aermel immer mehr und mehr auf und werden entweder am Handgelenk durch eine glatte Manschette zusammengehalten oder bilden, am Oberarm in Fältchen abgenäht, einen durch Schleifen abgebanderten Puff. In Uebereinstimmung hiermit werden die Vordertheile der Taillen fast ausnahmslos faltig getragen und, schräg oder gerade geschlossen, von einem breiten, aus Band gebildeten Gürtel oder Halbgürtel umspannt. Den spitzen Ausschnitt am Halse füllt ein zierlicher Koll, auf dessen mehr oder weniger kostbare Ausschmückung man großen Werth legt. Besonders verwendet man dazu Gold- und farbige Seiden-Stickereien, glatte oder gemusterte Seidentulle und plissirte Seide, die, bisweilen brustuchartig umgelegt, kostbare Crovaten-Radeln zusammenneht. Zur Ausstattung der Wäsche dienen weiße sowie crème-farbene Stickereien und Spitzen, welche Passen oder Jacentheile bilden und den Rocksaum sowie die Manschette in Form schmaler Einfüge bereichern. Alle die Zierlichkeiten vervollständigt das Schosfand der Mode, die breite Schärpe, sowohl aus Stoff, als auch namentlich aus Moiré- oder schottischen Band. Um die tausendfältigen Variationen der Wiener Hüte aufzuzählen, fehlt es uns leider an Raum. Hervorgehoben sei nur die zierliche, aus Gold- oder Strohspeichen gebildete Capote mit ihrem duftigen, das Gesicht reizend umrahmenden Tüllgefäßel und dem im Nacken zur vollen Schleiße gebundenen Tüllschleier sowie das aus einem einzigen mattroten Platterosen-Kranz mit schwarzer Elfen-Schleife bestehende Hütchen. Die jungen Mädchen tragen vielfach den großen Italiener Strohhut, unter dessen breitem, materisch aufgebohemtem Rande ein Maßliebchen oder Weidenstrauß dem krausen Haar lieblosend sich anlehnt. Goldregen, Himmelschlüssel, Kamillen, Bergschmeinnicht und was der Frühling sonst noch an Blumen hervorbringt, ziert an jenem ersten Maitage nicht nur Hut, Schirm und Brust unserer Schönen, sondern dienten auch als poetisches Abzeichen den prächtigen Vollblutpferden, die ihr Feuer dämpfen mußten, denn das Gedränge nöthigte die Equipagen, im Schritt heimzukehren, trotzdem bereits fallende Tropfen ein heraufziehendes Unwetter verkündeten. S. II.



Rahdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Kunst der Gartenpflege zeigt sich vornehmlich darin, daß der Garten bei allem Wechsel des Jahreslaufes stets in gleicher Schönheit Herz und Auge erfreut. Wohl sehen wir hier mit Wehmuth eine Blume welken, dafür erschließt dort eine andere ihren duftenden Kelch. Ist die Blütenpracht dieses Beetes vorüber, so entfaltet sich auf jenem eine herrliche Blumenfülle und auch auf dem abgeblühten Beet erheben bald andere Pflanzen zu neuer Pracht. Das gilt z. B. jetzt von den mit Hyacinthen und Tulpen bestandenen Beeten, deren Schönheit nun vorüber ist. Zwar trägt es wesentlich zur Kräftigung der Zwiebeln bei, wenn man sie an ihrem Standorte läßt, bis die Blätter vollkommen abgestorben sind. Um aber die Beete schneller benutzen zu können, nimmt man die Zwiebeln meist gleich nach der Blüthe bei noch grünem Laub heraus. Dann muß man sie aber nach den Farben geordnet an einer passenden Stelle im Freien einschlagen. Sind die Blätter abgestorben, so werden die Zwiebeln bei trockener Witterung aufgenommen, von Zwiebelbrut und losen Häuten befreit und in einem luftigen Raume bis zur Herbstpflanzung aufbewahrt. Das Reinigungsgeheiß führt man am besten mit Handschuhen aus, denn der feine Staub ruft ein sehr unangenehmes Jucken hervor. Auch kann man die noch grünen Pflanzen in etwas angefeuchteten Flußsand stecken, der später beim Regen der Zwiebeln über und unter denselben zweckmäßige Verwendung findet. Für Tazetten, Narzissen, Jonquillen, Crocus ist es vortheilhaft, wenn man sie einige Jahre ruhig an derselben Stelle liegen läßt; sollen jedoch diese oder andere frühblühende Zwiebel- und Knollengewächse umgepflanzt werden, so sind sie ebenfalls nach dem Welken der Blätter herauszunehmen, trocken aufzubewahren und im Herbst neu einzulegen. Die leeren Zwiebelbeete können nun mit schönen Sommerblumen, Teppichpflanzen, Topfgewächsen oder mit spätblühenden Stauden bepflanzt werden.

Unter den Florblumen sind wohl keine zur Zeit so beliebt und verbreitet, wie die Scharlach-Pelargonien, von denen immer neue Spielarten gezogen werden. Man weiß kaum, soll man den einfachen oder den gefüllt blühenden den Vorzug geben, — sind doch beide von gediegenem Wuchs, unermüdlid im Blühen und von leuchtender Farbenpracht. Diese Eigenschaften kommen besonders in sonniger Lage und auf verhältnismäßig magerem Boden zur Geltung; ist das Erdreich sehr fett, so entwickeln die Pelargonien eine Fülle von Blättern, aber nur wenig Blüten. Es ist deshalb anzurathen, die Pflanzen mit den Töpfen in's Land zu setzen und nicht zu reichlich zu gießen. Das findet auch auf die buntblättrigen Pelargonien, die für Teppichbeete sehr geschätzt sind, Anwendung. Bei dem Zusammenstellen von Gruppen ist auf die Anordnung der Farben wohl zu achten. Für ein kleines Beet wählt man am besten Pflanzen von nur einer Blütenfarbe oder doch von nahe verwandten Schattirungen; denn die Mischung der verschiedensten Nuancen bringt leicht einen unruhigen Eindruck hervor.

Eine gleichfalls sehr werthvolle, doch noch nicht so allgemein bekannte Florblume ersten Ranges besitzen wir in der Blüten-Begonia, Begonia tuberosa hybrida. Außer ihrer Schönheit, Farbenpracht und Blumenfülle haben diese Begonien noch die vorzügliche Eigenschaft, daß man sie zu jeder Zeit auch in vollster Blüthe ohne Nachtheil verpflanzen kann. Sie gedeihen freudig weiter, entwickeln Monate hindurch ununterbrochen ihre prachtvollen Blumen, besonders wenn das Land kräftig mit Kompost-Erde gedüngt ist, und wenn man ihnen wiederholt einen schwachen Düngerguß zu Theil werden läßt.

Die Rosenstöcke erfordern unsere beständige Aufmerksamkeit und unseren steten Kampf gegen das auf ihnen lebende Ungeziefer. Dafür beginnen sie auch schon ihre Knospen zu erschließen. Beim Entfernern der welkenden Rosen sollte man stets zwei bis drei Blätter zurückschneiden, damit sich kräftige neue Triebe entwickeln. Ebenso müssen langgewachsene, nicht blühende Zweige stark gekürzt und zu dicht stehende Triebe, besonders nach innen zu, entfernt werden. Dagegen ist es nicht rathsam, die wurgelrechten, immerblühenden Rosen zu beschneiden; wenn man sie durch Haken niederhält, zeigen sich bald reichblühende Seitentriebe.

Wenn man die Zweige der japanischen und chinesischen Herbst-Aster oder Bucherblume jetzt tief entpfligt, kommen bald Blüthentriebe zum Vorschein. Die Zweigspitzen können zu Stecklingen benutzt werden und blühen dann noch in diesem Jahre, ebenso die Stecklinge von Heliotrop und anderen Topfgewächsen. Um diese Zeit können selbst zarte und empfindliche Pflanzen, die zur Garten-Aussäminung dienen sollen, in's Freie gebracht werden; am besten geschieht das an einem feuchten, schattigen Tage. Hierbei sei nochmals daran erinnert, daß schöne Decorations-Pflanzen auch am wirksamsten in schönen Gefäßen zur Geltung kommen; unsere Abbildung zeigt eine sehr beliebte Form derselben.

Im Obstgarten erscheinen jetzt an den Himbeer- und Brombeerstauden zahlreiche Wurzelstöcklinge, von denen höchstens fünf stehen bleiben dürfen. Haben junge, schwache Obstbäume zu stark angelehnt, so muß man einen Theil der überreichen Blüten oder jungen Früchte ausbrechen. Auch an den Pfirsich- und Aprikosen-Spalieren werden sich die Früchte zu größerer Vollkommenheit entwickeln, wenn man die kleinsten von den oft büschelweise kommenden Früchten entfernt.

Wer es verkümmert hat, rechtzeitig die Eierlinge des Ringelspanners von den jungen Zweigen der Obstbäume zu entfernen, muß jetzt energisch gegen die ausgeschlüpften Raupen ankämpfen, die zu den schlimmsten und gefräßigsten Feinden der Obstbäume gehören. Man stelle ihnen in den frühen Morgenstunden und bei unfreundlichem Wetter nach; denn dann ziehen sich die Raupen auf einen Haufen zusammen, während sie bei Sonnenschein einzeln ihrem Vernichtungswerk nachgehen. Sihen die Raupenmeister in den oberen Zweigen, so muß man zur Raupensichere greifen, mit deren Hilfe man dieselben leicht und sicher abschneiden kann.

Der Garten bietet uns jetzt durch das Reifen der Erdbeeren auch die ersten köstlichen Früchte; sie besitzen Morgens nach dem Abtrocknen des Thaues den feinsten Wohlgeschmack und sollten dann gepflückt werden. Da sie durch Wachsen an ihrem Aroma verlieren, ist es sehr wichtig, sie vor Erde und Schmutz zu bewahren. Von den verschiedenen Schutzmitteln, die zugleich auch zur Abwehr der gefräßigen nackten Aker Schnecke dienen, sind Fichtennadeln, Sägepläne und Gerberlohe die verbreitetsten. In kleinen Gärten wendet man manchmal zierliche Draht- und Weidenkörbchen an, die in zwei Hälften um die Pflanzen gestellt werden, um sie zu stützen, oder man bindet sie auch mit ihren eigenen Ausläufern möglichst lose zusammen.

An Gemüse können noch Gurken und Kürbis, Stangen- und besonders Buschbohnen gepflanzt werden; von Salat kann man eine neue Pflanzung und von Radieschen eine wiederholte Aussaat vornehmen. Mohrrüben und Zwiebeln werden ausgedünnt, Erbsen behäufelt und mit Keisern versehen. Sehr vortheilhaft ist es, den jungen Pflanzen die Spitzen zu nehmen, ebenso wie den Puffbohnen, damit sie reichlich Früchte ansetzen. Für Gurken und Melonen ist das mehrfache Entspinnen gleichfalls ein gutes Mittel, um sie zu üppigem Wüchsen und kräftigem Fruchtanlaß anzuregen. Oft bedeckt man auch die Stengel mit Erde, damit sie in ihrer ganzen Länge Wurzel schlagen.

Mit der vollendeten Bohnen- und Gurken-Aussaat ist zwar die Hauptbestellung im Gemüsegarten beendet, aber einen Stillstand giebt es nie. Sobald ein Stückchen Land frei geworden ist, wird es von Neuem bearbeitet. Soll der Garten reichliche Erträge liefern, so muß er ununterbrochen bebaut sein und das Land stets zweckmäßig und richtig ausgeunnt werden. Daher sind die Beete, auf denen Erbsen, Salat, Radieschen und Spinat geerntet worden, möglichst bald wieder tief umzugraben, erforderlichen Falls auch zu düngen und mit verschiedenen Kohlarten, Kohlrabi, Steck- und Kohlrüben, Sellerie und Porree zu bestellen, um eine zweite Ernte zu gewinnen. D. Altman.



Rahdruck auch im Einzelnen verboten.

Wochenmärkte.

„Was wollen wir morgen kochen, gnädige Frau?“ — „Ich weiß es nicht,“ antwortete ich bestürzt, und in der That, ich wußte es nicht; die Frage meiner Köchin setzte mich in ernstliche Verlegenheit. Worauf sollte ich verfallen, welches Menu aufstellen? Und dennoch lag es mir am Herzen, die Ehre meines Hauses zu wahren, denn wir erwarteten einige Sonntagsgäste. Rathlos dachte ich nach. In nicht regelmäßiger Wiederkehr hatten die Horen ihren Ringeltanz geschlungen, als Kinder, Kalbs- und Hammelbraten, zuweilen auch ein Schweinerücken, die Tournee auf unserem Tische während der Wintermonde gemacht hatten. Nun war es Frühling, Poularden und Puten waren verschwunden, den jungen Hühnern meckte man es an, daß sie: „Kunst-Producte“

seien, daß keine treue Mutter Denne die Eier gebrütet, den Jungen liebend das Futter aufgespitzt hatte. Eine Kunst war es, sie zu begahnen, eine Kunst überhaupt, etwas Genießbares an ihren kleinen Gerippen zu entdecken! Aehnlich ging es mit den Gänsen, die man als „Hamburger“ rühmte; der Name war das Beste, und auch dieser trügerisch, denn er erweckte die irrige Vorstellung eines reellen Bratens.

Auch mit den Fischen und Gemüsen stand es schlimm. Die Conserven waren verbraucht, die jungen Morscheln schon vorbei, und den Spargel hatte die Kälte der Nächte im Wachsthum zurückgehalten. Wo fand ich Rath? — „Könnten wir nicht einmal nach der Markthalle gehen?“ Klang eine fragende Stimme an mein Ohr. Die Markthalle, das war ein Gebanke; vielleicht fand ich dort Hilfe. Ich liebe die Markthallen eigentlich nicht, und obgleich ich mich nicht gern altmodisch nennen hörte, so muß ich doch gestehen, daß in mir noch die Zuneigung für die alten Wochenmärkte lebt. Wie geru hatte ich es als Kind gesehen, wenn die jungen Gemüse, Schoten, Spinat, Karotten, Blumenkohl, Spargel, grün, roth und weiß, so zierlich aufgeschichtet dalagen, die jungen Salate, Radieschen und Rettige verlockend lachten und der blaue Frühlingshimmel über Allem strahlte! Kam das kostbarste „Tellerbouquet“ wohl jenem gleich, das, aus einem Holzstäbchen bestehend, sieben Schoten, — eine oben, die anderen symmetrisch rechts und links angeordnet, — trug, und in der Mitte vier hochrothe Raitirschen? Wie oft hatte ich mich gefragt, wenn die Gieckanne der Ködikerin, die ihren Kram durch Ansprengeu erfrischte, Tropfen des klaren Wassers über mein Kleid spritzte und mir einen Maienregen vorzauberte. Und nun gar die jungen Blumensetzlinge, Taufenschild, Bergschmeinnicht, Kurstel, Stiefmütterchen, die sorglich mit Moos zu kleinen Bündeln gebunden, vom Lande hereinkamen! Wie oft hatte ich für meine erparten Pfennige ein ganzes Duzend derselben gekauft, sie stolz nach Hause getragen, in Töpfe gepflanzt auf mein Blumenbrett gestellt, und dabei stehend mich als die glückliche Besizerin eines Landgutes geträumt. Hatte ich armes Stadtkind mit jenen Blumen nicht zugleich den Duft der feuchten, frischen Erde geathmet, nicht die Wärme des Frühlings empfunden? Der Häufer bedrückenden Enge war ich entflohen, aus ihnen lachte mir die Natur im jungen, frischen Grün.

Und nun gar zu Pfingsten! Das wäre kein ordentliches Fest gewesen, hätte ich nicht einen „Maibesen“ gehabt, aus zarten Birkenlaub mit einem schönen gelben Ruhblumenstrauch; das Schönste aber blieben die „Raien“ selbst, welche am Sonnabend vor dem Fest durch die Straßen gefahren wurden. Welche herrliche Lauben ließen sich mit ihnen in jeder Stubenecke erbauen; konnte es denn überhaupt noch irgend etwas Besseres geben, als in solch einer Laube sitzend, Pfingsten zu feiern und dazu auf Calmus zu pfeifen! Ja, sie hatten ihre Porzie, die Wochenmärkte! Oder war es die der Kindheit, welche heute noch diese Nacht über mich übte?

Ich blicke auf, da stand die Köchin vor mir mit dem fragenden Gesicht, die Gegenwart mit ihren Pflichten trat wieder an mich heran. „Lassen Sie uns gehen.“ — Wir gingen, und am Ende muß ich die Markthallen loben, denn, — nur soviel verrathe ich heute, — sie schafften mir Hilfe in der Noth, von der ich ein anderes Mal erzählen will. Elisabeth Rajelowsky.



Rahdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Maiträuter.** — Wie lange läßt man Maiträuter in Bowlen-Wein liegen, und ist Maiträuter-Extract zu empfehlen? St. in B.
- Blattgold.** — Wer kennt eine gute Bezugsquelle für echtes Blattgold zum Vergolden von Spiegelrahmen? Abonnentin in Saarbrücken.

Rathschläge.

Morscheln. — Das außerordentlich warme Frühjahr hat in seinen warmen Tagen die Morscheln in ungewöhnlich reichem Maße gezeitigt, sodah sie unsere Märkte in großem Angebot und preiswürdig füllten. Obgleich nun die große Concurrrenz der Conservend-Fabriken die Preise ihrer Producte sehr gedrückt und in vielen Fällen die eigene Wäherhaltung überflüssig gemacht hat, so ist diese hier augenblicklich doch anzurathen; denn nicht nur zählen Morscheln zu unseren feinsten Gemüsen, sondern sie bleiben, eingemacht und in Büchsen bezogen, immerhin recht feuer, und finden auch für Saucen, Suppen, Fricassée eine vielseitige werthvolle Verwendung. Man achte beim Einkauf zunächst darauf, daß die Morscheln jung und frisch sei; sie darf, wenn sie recht geeignet sein soll, die Größe einer kleinen Kartoffel nicht übersteigen. Wenn sie älter wird, bildet sich namentlich der Stiel zu einem weitverweigten Geäst aus, das ohne Wohlgeschmack ist. Die Morscheln muß ferner bei einem leichten Druck der Finger wie Glas zerpringen und einen feinen Pilzgeruch haben; auch suche man solche aus, die möglichst wenig sandig sind, was sehr von dem Boden abhängig ist, auf dem sie gewachsen. Die Hauptförforgfalt ist auf das Verlesen zu verwenden, da sich im Innern oft Würmer und kleine Schnecken verbergen. Nachdem diese Sichtung vorgenommen, die sandigen unteren Theile der Stiele abgeschnitten worden sind, thue man die Morscheln, — etwa 5 Liter auf einmal, — in einen Kapp, brühe sie mit sehr heißem Wasser und gieße gleich wieder ab. Sie verlieren hierdurch ihre Sprödigkeit, werden weich und gestatten, daß man sie nun, ohne sie zu zerbrechen, waschen kann, was zu wiederholten Malen und in reichlichen Wassermengen geschehen muß. Hat man sich von ihrer vollkommenen Sauberkeit überzeugt, so füllt man sie zum Abtropfen in Siebe, seht eine gut verzinnte oder emailirte Kasserole mit leicht gefalgenem Wasser auf's Feuer und schüttet, wenn dies zu kochen beginnt, die Morscheln hinein, die in demselben nur einmal aufwellen dürfen. Dann füllt man sie sofort heiß mit dem Sud in bereit gehaltene Büchsen, die verthöhet zwei Stunden im Wasserbade kochen müssen. Noch sei bemerkt, daß, da die Morscheln sehr zusammenfallen, das geringste Maß wohl 20 bis 25 Liter sind; die eingemacht etwa sechs große Büchsen ergeben. A. D.

Zu dieser Nummer gehört ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Bezugsquellen: Sommerhoffe, Seite 95; J. A. Heese, W. Leipziger Str. 87, und H. Vissauer, W. Marktgraben, 57. — Blumenkübel, Seite 96; G. Augustin, vorm. F. Schimpff, W. Potsdamer Str. 11. — Geräthe für Gartenbau, Seite 98; Arnold Schmidt Köhler, SW. Belle Alliance-Platz 17.